Des Genies
Malheur und Glück.

Von

Sebastian Brunner.

> Wer liest jetzt Werke, wo sich die Citaten,
> Wie Eisberge haben aufgehäuft,
> Und wo der Text als wie ein dünner Schatten
> Ganz matt und kränklich oben d'rüber streift?

Zweiter Band.

Dritte Auflage.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1864.

Dreizehntes Kapitel.

Wie die Gäste vom Schlosse Abschied nehmen, und was dabei für anmuthige Gespräche geführt werden.

Adieu, my kind friend, and believe, that I love you as much from inclination as reason.

Sterne.

Der Morgen des folgenden Tages war herangebrochen, Tornasol, Valloso und Crayon hatten das Frühstück eingenommen, und waren in ihren Wagen eingestiegen, schon hatte Tornasol von seiner zukünftigen Braut sich verabschiedet — als Agnes eine gestickte Ansicht von Rumpelhausen, welche sie schon früher verfertigt hatte, dem Marquis als Souvenir übergab, welcher Tags zuvor das Verlangen ausgesprochen: er möchte gerne eine Ansicht von Rumpelhausen

besitzen; — dieser war sichtlich erfreut; Crayon machte alsogleich die boshafte Bemerkung: Herr Marquis, Sie sind eine Art Feldherr, Sie haben die Festung mit Sturm eingenommen — es freut mich, bei der Uebergabe von Schloß Rumpelhausen als Zeuge gegenwärtig gewesen zu sein. — Agnes, welche die Worte Crayon's zu überhören schien, sprach zu Valloso: Herr Marquis, mögen Sie sich in ferner Zeit bisweilen an Rumpelhausen erinnern! — Fräulein, entgegnete Valloso, ich hoffe Rumpelhausen noch vor meinem Ende in Wirklichkeit zu sehen, das Bild soll mir eine Erinnerung an Sie sein! — Das Herz des armen Marquis war durch die letzte Scene vollends gebrochen, er wollte sprechen, aber es standen ihm zu viel Leute um den Wagen; schon stampften die Pferde, schon erscholl von allen Seiten: Lebewohl und Auf Wiedersehen und der Wagen rollte fort. — Außer dem Dorfe ging die Straße einen ziemlichen Berg hinan — die Reisenden stiegen aus — es führte sie ein näherer und angenehmerer Weg, als die Fahrstrasse, durch den Friedhof auf die Anhöhe. Als

sie die Todtenstadt passirten, sahen sie eben einen alten Mann an einem Grabe arbeiten. Der Graf machte die Bemerkung: An dem wird auch bald das Sprichwort wahr werden: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein! — Crayon erwiederte: Der hat aber wahrscheinlich schon tausend Andern Gruben gegraben, und er selber kann doch nur in Eine fallen, und zwar in eine solche, die ihm wahrscheinlich ein Anderer gräbt. Uebrigens bin ich selber der Meinung, daß er es nicht mehr gar lange machen wird, steht er ja doch schon, nicht nur mit einem, sondern mit zwei Füßen im Grabe. — Crayon erinnerte sich an die Scenen der vergangenen Nacht, und fragte den Todtengräber, wann wohl der, welcher da begraben werde, gestorben sei? — Der Alte sprach: Heute früh, um zwei Uhr. — Und so bald macht Ihr Euch schon an die Arbeit? — Ja, mein Herr, sagte der Todtengräber, gethane Arbeit ist geschehen — später scheint mir die Sonne zu sehr auf den Rücken. — Es war übrigens dieser Todtengräber eine ganz prosaische Figur, er hatte weder Humor, wie seine zwei

Shakespear'schen Collegen im Hamlet, noch Charakter, wie die zwei dito in Dikens: Master Humphrys Wanduhr; er rauchte seine Pfeife, und warf mit kaltem Blut, ohne alle Reflexion, den modrigen Gesellen, der schon Jahre lang in seiner Grube der Ruhe gepflegt hatte, theilweise aus dem zertrümmerten Sarge heraus. Der Graf fragte ihn, wie lange wohl der begraben sei, den er so eben herauswühle? — Mag wohl an die vierzehn Jahre sein, sagte der Alte, er war Soldat, seine Beine haben ihn weit in der Welt herumgetragen, er kam dann einmal auf Besuch zu seinem Bruder hieher, und kehrte, weil es ihm hier sonderlich gefallen, nicht mehr zu seinem Regimente zurück, denn ich nahm ihn in's meinige auf; da hat er nun in dieser Reihe als Flügelmann seine Dienstjahre überstanden, morgen wird er abgelöst. — Tornasol und Valloso gaben dem Alten einige Münzstücke — dieser traute kaum seinen Augen — er war solche Geschenke nicht gewohnt, und als die Reisenden sich entfernt hatten, brummte er in den Bart: Sind doch sonderbare Herren das, geben

mir für ein Paar Worte mehr, als ich für sechs Gräber kriege! Ehe die Drei bei der untern Thüre hinaus gingen, hatte eine neue Grabschrift in Versen sie angezogen, welche auch alsbald gelesen wurde. Sie lautete:

Du, Natur, Du bist die Auflösung des Schmerzens,
Aber auch zugleich die Brecherin des Herzens,
Dein Stachel bringt tief ein in jede Brust;
Ihm ist es Alles Eins, ob Freude, oder Lust!
Es ist der Tod des Lebens furchtbares Orakel,
Er ist der Engel mit der umgestürzten Fackel —
Habt ihr aber auch das große Wort vernommen?
Wir werden einmal Alle zusammenkommen!

Hier ruht, aus der irdischen Hülle zu einem andern Jenseits hinübergezogen,

Babette Tamerlin!

Ruhe ihrer Asche!

Sie weilet oben in den Sternenzelten,
Und blicket herab auf die kreisenden Welten.

He, Alter, rief Crayon den Todtengräber an, könnt Ihr uns nicht sagen, wer diese Grabschrift gemacht hat? — Die ist vom Herrn Aktuar

Stifel, seine Grabschriften werden weit und breit gesucht; das Dichten geht bei ihm von Fleck! — — Im Weitergehen bemerkte der Graf: Die Segnungen der Aufklärung haben sich bereits bis auf die Kirchhöfe verbreitet, mir ekelt schon vor einer sinnigen Grabschrift, wenn sie rein heidnisch ist und jedes christlichen Elementes entbehrt; aber der heidnische Unsinn, wie er selbst auf vielen Landfreydhöfen sich in Poesie und Bildnerei ausspricht, der bringt mich vollends auf. Die drei Worte: „Dem Gott Gnadt" die unsere Vorfahren in ganz Deutschland auf ihre Grabsteine setzten, haben mehr Sinn, und sprechen ein Herz, welches der Erlösung sich noch nicht vollends entfremdet hat, mehr an, als der ganze moderne Plunder, mit dem der Zeitgeist seine Opfer noch bis in's Grab verfolgt.

Crayon, der mit dem Grafen in dieser Beziehung ganz gleicher Gesinnung war, nahm nun das Wort: Aber warum sagen Sie nicht lieber Friedhof? Tornasol antwortete: Weil es eigentlich gut und alt deutsch: Freydhof heißt.

Crayon. Es haben aber doch sehr wenige

Sterbliche eine Freude, wenn sie an diesen Ort gerufen werden, oder wenn sie Andere dort wissen, welche sie im Leben geliebt haben?

Graf. So lange wir noch in der gebrechlichen Hülle des Leibes wandeln, läuft es uns freilich kalt über den Rücken, wenn wir über das jämmerliche Lebensende des Menschen nachsinnen; je mehr wir aber hier nach Gottes Wort das Streben nach Vollkommenheit uns angelegen sein ließen, desto mehr wird auch der Tod seine Schrecken für uns verlieren, und der Ausspruch wird uns klar werden: Selig, die im Herrn sterben, denn sie ruhen aus von ihren Mühen, und ihre Werke folgen ihnen nach. Nach diesen Worten wird nun derjenige, der im Herrn starb, und gute Werke geübt hat, zu der Zeit, wo seine sterbliche Hülle beerdiget ist, auch schon die Freude der Seligen empfinden, oder wenigstens eine erquickende Hoffnung auf ein baldiges Ende seiner Seelenleiden in sich tragen; kurz, seine Seele hat dann schon mehr Ursache, sich zu freuen, als sie dies in diesem wandelbaren Leben hatte.

Crayon. Ich muß Ihnen gestehen, Herr Graf, ich war, wie Sie wissen, durch viele Jahre übel gelaunt, wenn das Gespräch auf Religion kam, ich fange aber jetzt an, dafür Geschmack zu gewinnen, und das habe ich, ohne Ihnen ein Kompliment zu machen, Ihrer Gesellschaft zu verdanken. Ich hatte, was Kunst anbelangt, immer die katholische Ansicht, wenn ich auch oft zu feige gewesen bin, sie auszusprechen. So z. B. waren mir die modernen Grabmonumente mit ihren trauernden Engeln, mit der Schmetterlingsverwandlung, mit den Thränen- und Aschenurnen und all' dem Firlefanz längst zuwider; sie ließen meine Seele öde und hoffnungsleer, und ich bin immer erquickt gewesen, wenn ich auf einem Grabsteine das Kreuz als Symbol der Erlösung und einen fernigen Bibelspruch fand.

Die Gesellschaft war während dem auf die Anhöhe gekommen, und begab sich in den Wagen. Auch Valloso mischte sich jetzt in's Gespräch, und beipflichtend den Ansichten des Grafen, fügte er aus seiner Erfahrung noch Folgendes hinzu:

Es wird den Herren nicht unbekannt sein, daß auf dem Währinger Dorffreydhofe*) bei Wien, den ich theils wegen seiner Gebeine, die er umschließt, theils auch seiner Inschriften wegen, den ästhetischen nennen möchte, auf mehreren Grabsteinen sich Verse aus Byron finden; ich bin der Meinung, man hätte unter den Dichtern, für diesen Zweck, keine unglücklichere Wahl treffen können.

Graf. Da hast Du wohl Recht, denn Byron bleibt bei all' seinem Genius doch nur der Poet der Trostlosigkeit; ich bin immer von einem tiefen Wehe durchdrungen, wenn ich ihn lese; er dauert mich, wie ein blinder Mann, der sich in der Tollheit selber die Augen ausstach, und dessen Leben dann zu einer Klage über Finsterniß geworden. Ich sprach einst mit einem seiner Landsleute, der ihn persönlich kannte; der erzählte

---

*) Zum Unterschiede von dem Währinger Stadtfreydhofe, welcher der größte Wiens ist, und der von der nahen Lage an dem Dorfe Währing seinen Namen erhielt; das Dorf hat aber seinen eigenen, nämlich den obenangeführten Begräbnißort.

mir, als er mit dem Dichter einmal über Gott und Ewigkeit sprechen wollte, habe er wie ein dämonisches Wetterleuchten den Hohn über sein Antlitz zucken sehen, er nannte ihn auch den Hohnlacher (sneerer) alles Göttlichen. Uebrigens scheint Byron, als er es ahnte, daß die Anzahl seiner Tage bald abgeschlossen sei, seine Gesinnung geändert zu haben; dies ergibt sich aus den Endreimen eines Gedichtes, welches die Aufschrift trägt: Unter dem Vorgefühle eines frühen Todes geschrieben.*)

---

*) Die besprochenen Verse lauten:

Dich, Vater, ruf' ich, Licht der Welt,
Nacht deckt der Seele Gründe,
Du, ohne den kein Sperling fällt,
Wend' ab den Tod der Sünde.
Du leitest ja den Wanderstern,
Zeigst Dich der Elemente Herrn;
Dein Mantel ist das Firmament.
Schenk' sünd'ger Lust und That Vergeben,
Und will der Tod mich bald verderben,
So lehre mich, o Herr, zu sterben!

Geistreich bemerkt Maret (in seinem Essai sur le Pantheisme, Paris 1841) über die Göthe'sche und

Crayon. Es ist ja bekannt, daß er mit großer Reue auf die zu Venedig im wüsten Leben vergeudeten Tage zurückgesehen.

Graf. An dem verkehrten Leben dieses Dichters hatte einer seiner Freunde, Namens Shelley, wohl keinen geringen Antheil; er war ein Pantheist ganz eigener Art, er verwarf die Vorsehung und nahm dafür eine Allliebe an, wahrscheinlich wußte er selbst nicht, was er damit sagen wollte.

Crayon. Auf demselben Begräbnißplatze, von dem der Herr Marquis eben sprach, entsinne ich mich, einige ganz besondere Lächerlichkeiten und Ausgeburten der menschlichen Eitelkeit gesehen zu haben. Man findet dort Beethovens Grab, auf dem Stein, der über die sterbliche

---

Byron'sche Poesie: Goethe et Byron ont les premiers introduit le panthéisme dans la poésie. Toutes les richesses de la plus brillante imagination, toutes les ressources d'une puissante invention et les beautés du style dissimulent mal le désordre qui règne dans la pensée, et l'indigence d'un fond, où le coeur ne trouve que l'orgueil ét la haîne, le doute et le désespoir etc.

Hülle des großen Tonsetzers gesenkt ist, steht nichts geschrieben, als das Eine Wort: Beethoven. Diese einfache Aufschrift finde ich bei einem Manne von solcher Berühmtheit ganz in der Ordnung; nun haben sich aber auch Leute, deren Ruhm höchstens in ihrem erwucherten Reichthume besteht, beikommen lassen, es mit ihren Familiengrabstätten auf eine ähnliche Weise zu halten, man sieht da auf großen Granit- oder andern Steinblöcken nichts, als den simplen Familiennamen, in der Voraussetzung, daß die Biographie, das Leben und Wirken der Familienglieder ohnehin aller Welt bekannt sein müssen."

Doch es scheint, als ob wir den Reisenden schon Gefälligkeiten genug erwiesen hätten, wir haben sie über den Berg begleitet, sind noch eine Strecke mit ihnen im Wagen gesessen, um auf ihre Worte zu hören, nun aber wollen wir sie allein ihre Reise nach Wien zurücklegen lassen, und uns um die andern Gäste in Rumpelhausen, welche bisher nur zu sehr vernachlässigt wurden, bekümmern.

Frosch, Rund und Storch, die drei Studiosen,

waren jetzt durch einige Kapitel, wie es dem geneigten Leser nicht entgangen sein kann, gewaltig in den Hintergrund zurückgeschoben, und selten nur haben sie ihre Stimme ertönen lassen. Diese Schweigsamkeit und Zurückgezogenheit wird Jenen ganz natürlich vorkommen, welche bedenken, daß arme Studenten neben reichen und angesehenen Leuten nothwendiger Weise eine ganz armselige Rolle spielen. Je weniger sie aber hier redend eingeführt wurden, desto gesegneter war ihr Appetit — selbst Frosch legte, trotz seiner Melancholie keinen Spott auf's Essen, und war deswegen von allen andern derartigen unglücklichen Liebeshelden sehr unterschieden, denn die Erbarmungswürdigen müssen gewöhnlich durch die Hartherzigkeit ihrer Autoren von der Luft leben, bis sie die interessante Blässe des Gesichts und den unstäten Schritt, sammt jener ganzen Verworrenheit der Gestalt erlangt haben, welche auf die innere Zerrissenheit hindeutet.

Viele Schwänke, wie sie bei zusammenwohnenden Studenten seid Jahrhunderten gang und

gäbe sind, wurden auch hier durchgeführt. Bettladen wurden herausgenommen, so daß der Unschuldige, der sich, ohne etwas Arges zu ahnen, schlafen legen wollte, mit großem Gepolter, zur Kurzweil der andern Kollegen, von denen natürlich ein jeder von der ganzen Sache nichts wissen wollte, durchfiel. Decken wurden an verborgenen Schnüren durch einen plötzlichen Ruck von dem Einschlummernden weggezogen, der, wenn er gescheidt war, gute Miene zum bösen Spiel machte, wenn er aber das nicht war, seinen Aerger in verschiedenen Phrasen des Unmuthes und Aergers an den Tag legte, wie zum Beispiel: Das sind Dummheiten! Beim Tage mag man sich wohl so etwas gefallen lassen, aber zum Schlafen sollte man Ruhe haben, und in der Nacht sind solche Dinge eselhaft. — Darauf wird von einem Andern erwiedert: Aber sieh', lieber Freund, Du sagst: bei Tage ließest Du Dir so etwas gefallen, aber wer kann Dir bei Tage die Decke wegziehen, da Du sie nur zur Nacht gebrauchst — also nur vernünftig u. s. w. Wehe dem, der sich da erzürnt und seinen Zorn

nicht zu verbergen weiß, denn er wird zum Stichblatt seiner Genossen ausersehen. Wohl hingegen dem, der, wenn auch nur scheinbar, mit großem Phlegma selber über diese wohlgemuthen Späße lacht, denn an ihm werden sich seine lustigen Kollegen bald die Zähne abgebissen haben.

Schon war von den Studiosen der Tag bestimmt, an welchem sie sich vorgenommen hatten, von Rumpelhausen zu scheiden. Peter sollte, vom beginnenden Schuljahre an, seine Studien in Innsbruck fortsetzen, die Trennung von ihm fiel seinen Mitschülern schwer, denn man findet nicht alle Tage so gute Jungen, die gastfreie Eltern und behagliche Schlösser haben.

Am Abend vor der Abreise nahm Frosch seine Rumpelhausener Ansicht und trug sie zu Rosa, mit der Bitte, sie möge dies Bild behalten; es würde für ihn eine Ehre sein. Rosa gab ihm eine Landschaft, von ihr gezeichnet, zum Gegenpräsent, und sagte: Leben Sie recht wohl, und seien Sie künftig fleißiger, als Sie dieser Tage

waren; mich sollte es freuen, einst von Ihren Arbeiten etwas zu hören, denn ich habe die Ueberzeugung, daß Sie zum Landschaftsmaler geboren sind. Frosch verbeugte sich, und ging zur Thüre hinaus. Er hatte sich den Abschied von Rosa von seiner Seite wenigstens sentimentaler gedacht, als er ausgefallen war. Kaum hatte er sich einige Schritte von der Thüre entfernt, als er ein Paar ganz seltsame Sprünge machte, und diese Capriolen noch über die Stiege hinab fortsetzte, wo er bei jedem Tritte mehrere Stufen zusammennahm. Diese Sprünge waren begleitet von folgenden Sätzen und Interjectionen: Prrr, prrr, Frosch, sei ein Philosoph, Du hast die erste Lanze mit deinem Herzen gebrochen, die ganze Welt soll Dich Huckepack tragen! Prr! Was ist die Welt? Prr! Pfui! Keine Sentimentalität! Am Ende habe ich doch ein Talent, das hat sie mir zugestanden, und damit basta! — Frosch ging auf sein Zimmer, holte sich dort einen Spazierstock, und ging allein hinaus in's Freie. Dort wandelte er schnellen Schrittes einen Weg zwischen Bachweiden hin, in deren

Zweige er mit seinem Stocke mörderisch hineinhieb, so daß bei jedem Schlage einige zu Boden fielen. Ein Bauer, der ihn längere Zeit betrachtet hatte, rief ihm endlich zu: Aber, Herr, was haben Euch denn die jungen Bäume gethan, daß Ihr sie nicht in Ruhe lassen wollt? Das ist doch eine Sünde, so muthwillig etwas zu verderben! — Frosch entfernte sich schnell und beschämt, er hatte weder an die Weiden, noch an's Ruiniren derselben gedacht, und seiner Streiche, die hageldicht auf die Zweige niederregneten, wurde er erst durch die Anrede des Bauers bewußt. Frosch dachte nämlich an die Verse, die er auf die Kehrseite des Rumpelhauser-Bildes geschrieben, und sagte eben zu sich: Und durch diese Verse habe ich mich gerächt. Gerächt? Wie? Vielleicht auch lächerlich gemacht! Wenn das wäre? Und in diesem Gedanken äußerte Frosch unwillkürlich seine Gefühle durch die sonderbaren Stockmanipulationen, welche er gedankenlos ausführte.

Während dem fand Rosa, die das Bild betrachtet hatte, und es auf einen Tisch hinlegen

wollte, beim Zusammenrollen desselben die von Frosch darauf geschriebenen Verse. Sie las:

Nimm' hin dies Hauses Bild als ärmliches Vermächtniß
Von einem armen Jungen, der es nimmer braucht;
Es bleibt mit Flammen eingebrannt in sein Gedächtniß,
Bis er den letzten Hauch aus wunder Brust gehaucht.

Hier hat zum ersten Mal Dein Antlitz er gesehen,
Hier hat zum ersten Mal er Deinem Wort gelauscht;
Hier hat zum ersten Male bang' und süße Wehen
Er in der Brust gefühlt, doch niemals ausgetauscht.

War ich zu kühn, daß ich, was mir mein Herz beweget,
Zum Trauerhaus der Dichtung habe aufgebaut?
O wenn in Dir sich nur ein Strahl von Mitleid reget,
So höhne nicht den Schmerz, den ich Dir anvertraut.

Wo ist ein kluges Weib zu finden, das sich ganz und gar von der Eitelkeit losgerungen hätte? Obwohl Rosa durch die Neigung des Studenten Frosch, die sich in diesen Versen nur zu deutlich aussprach, unangenehm berührt war, so fand sie sich doch anderseits auch geschmeichelt und zum Mitleid bewegt; nach langer Ueberlegung, ob hier gänzliches Ignoriren oder eine Ant-

wort geeigneter sei, entschied sie sich für das Letztere. Sie nahm ein kleines Studienblatt, — um dem Studiosus die Antwort nicht in Briefform übergeben zu dürfen, und schrieb auf die Kehrseite desselben:

Lieber Frosch!

Ich bin überzeugt, daß die Worte, welche Sie mir geschrieben haben, nichts Anderes sind, als eine Blüthe ihrer jugendlichen Phantasie. In einigen Tagen werden Sie auf das, was Sie schrieben, vergessen haben, und schon in einigen Monaten werden Sie darüber lachen; denn ich halte Sie für zu vernünftig, als daß Sie je im Stande wären, einer kränkelnden Sentimentalität sich hinzugeben. Ich wünsche Ihnen herzlich Glück auf Ihrem künftigen Lebenswege; sollten Sie je in irgend Etwas meiner Hilfe bedürfen, so seien Sie versichert, daß ich gewähren werde, was in meinen Kräften steht; wenden Sie sich in solchen Fällen an

die

Schreiberin dieser Zeilen.

Des andern Morgens ließ Rosa den unglücklichen Maler (er hielt sich wenigstens für den Augenblick unglücklich, Rosa aber hielt ihn für unglücklicher, als er wirklich war) durch ihr Mädchen zu sich rufen, und händigte ihm unter einem versiegelten Couverte, das Blatt, welches halb Zeichnung und halb Brief war, ein, unter der Bedingung, daß er es erst außer dem Weichbilde des Schlosses aufbrechen dürfe, es enthalte eine Baumgruppe, welche vor dem Schlosse steht und die sie in Aquarell gemalt. Frosch stotterte die Worte heraus: Fräulein, ich danke Ihnen für Ihre Güte. Leben Sie recht wohl! Wer weiß, wann ich Sie wieder sehe, ich wünsche Ihnen viel Glück! Frosch entfernte sich, und trieb seine Kollegen, die ihr Frühstück schon eingenommen hatten, zum Aufbruche an. Der alte Ritter Fabius drückte jedem Studenten herzlich die Hand, und sagte: Sollten Sie sich hier unterhalten haben, so freut es mich; wenn Sie je wieder in die Gegend kommen, rechne ich auf einen Besuch, Sie werden immer gerne gesehen sein! Peter und

Wanzenberger gaben den Abreisenden das Geleite, der Letztere mit der Bemerkung, er könne doch Jene, mit denen er nach Rumpelhausen gekommen, nicht so, mir nichts, dir nichts, fortgehen lassen. Die Musensöhne hatten ihn lieb gewonnen, denn er war ein origineller Kauz und ein guter Kerl. Stifel freute sich, als er die Abreise der jungen Männer sah, denn diese hatten ihn schon einige Male hanselirt, und er brachte in Erfahrung, daß Frosch keineswegs aus Achtung vor seinem (Stifels) Genie, sondern aus purem Hohn, sich alle wahnsinnigen Grabschriften, die von dem halbverrückten Schreiber herrührten, kopirte.

Bei demselben Ahorn, unter dessen kühlendem Schatten die Wanderer bei ihrer Reise nach Rumpelhausen der süßen Ruhe gepflegt schieden sie auch jetzt von einander. Peter und Wanzenberger kehrten nach Rumpelhausen zurück, die übrigen Drei setzten ihren Weg nach Feldkirch fort.

Ueber Wanzenberger's Antlitz, der zum Weinen sehr geneigt war, rollten die hellen

Thränen hinab, als er von diesen fidelen Gefährten scheiden mußte, er liebte sie ungemein, denn sie hatten ihm eine solide Behandlung angedeihen lassen, und darauf hielt Wanzenberger große Stücke.

Vierzehntes Kapitel.

Worin über verschiedene Dinge gesprochen wird, es kommen daselbst auch ein Streit, ein Todesfall, Erbschaftsangelegenheiten und dergleichen Begebenheiten vor.

Il y a dans la vie d'étranges fatalités.
Alex. Lavergne: L' Héritage de mon Oncle.

In dem Zimmer eines prachtvollen Landhauses in einer der fashionabelsten Gassen zu Hietzing, bei Wien, saß ein jugendlicher Mann vor einem Schreibtische, um welchen ringsum eine Anzahl von Journalen aufgestappelt war: der Courrier Français, Charivari, Globe, der Constitutionnel und die Times, l'Univers und Quaterly Review's, lagen zu Diensten des

lesenden Mannes bereit; die bei einigen noch nicht vollends vertrocknete Druckerschwärze, besonders aber das französische und englische Segelpapier, hauchten einen eigenthümlichen Duft aus. Der junge Mann hielt mit seinem eigenen Ich folgende Zwiesprach: Wird man doch ganz verdummt und verdrüßlich, wenn man ein Paar Stunden in diesem tausend- und aber tausendmal sich wiederholenden Kram herumgewühlt hat. Es ist eine eigene Welt, diese Welt der Journale, so wie es auch eigene Journalmenschen gibt. Die Leidenschaftlichkeit der verschiedenen Parteien wird da noch gehässiger, die Bosheit markirter, die Infamie siegt über die Ehrlichkeit, das Geschrei über das Recht, die Lausbüberei über männliches Streben, der verlogene Schuft über den Verfechter der Wahrheit und des Rechtes!

Je mehr sich die Haltung eines Journales vom Geiste des Christenthums entfernt hat, desto unduldsamer, selbstsüchtiger und ätzender werden seine Artikel, und was ist es dann erst mit jenen Blättern, die es für ihre heiligste Pflicht zu halten

scheinen, die Menschen hier schon auf Erden in die Hölle zu stürzen, alle Bande der Liebe, welche die Gesellschaft noch umschlungen hält, aufzulösen, und den Geist von seinem Ziel und Ende, das er in Gott suchen soll, abzukehren? Diese traurige Wirksamkeit wird kaum irgendwo mehr zu Hause sein, als in Deutschland. Da hab' ich mir ein eigenes Bild ausgedacht, welches die Journalisten und ihr lesendes Publikum darstellt. Das Journal selbst dünkt mir eine gewaltige Feuerspritze, die auf einem öffentlichen Platze aufgestellt ist, ringsum steht die gaffende Menge, die mit großem Vergnügen wartet, bis der Witz losgeht, Sie verspricht sich einen enormen Spaß. Eine Menge von Handlangern schleppen in großen Kübeln Schwefel- und Blausäure zu, welche sie behende in's Reservoir gießen, daß der Strahl, wenn er einmal zu strömen begonnen, ununterbrochen fortgehe. Die Redaktion hält das Rohr hier und dort hin, daß jeder von den Maulaffen, die unten stehen, und immer noch der Meinung sind, das Ding, was da herausgehe, sei pures Wasser, sein Theil be-

komme. Oder wirkt die pantheistische Verzweiflung, welche ihre Einladungen zur vollendeten Abkehr von Gott überall hin aussendet, nicht in moralischer Beziehung viel drastischer und fürchterlicher, als ein Regen von Schwefelsäure auf den Leib des Menschen?

So philosophirte Graf Tornasol und blickte durch die hohen Balkonfenster seines Gemaches über den Garten hinweg auf die ferneren Gebirge, die im zart gewobenen bläulichen Wolkenschleier vor seinen Augen lagen, und welche den Anschein hatten, als wollten sie sich ihres gespenstigen Anzuges nicht früher entkleiden, bis die warme Mittagssonne über die kältliche Herbstluft den Sieg errungen.

Und wieder nahm er eine Gazette von Mailand und durchmusterte die durchschossen gedruckten Artikelanzeiger, als sein Auge an dem Worte Incéndio haften blieb. Er las Folgendes: „In der Nacht vom 13. auf den 14. dieses Monats wurde ein Flügel der dem Grafen Tornasol gehörigen Villa, am Comer-See, durch eine Feuersbrunst verheert. Zum Glück wurden

die werthvollen Gegenstände der Kunstsammlung, welche in diesem Trakt aufgestellt waren, durch die Bemühungen des früheren Erziehers des Grafen den Flammen entrissen."

Diese wenigen Zeilen nahmen für den Augenblick die Aufmerksamkeit des Grafen mehr in Anspruch, als alle politischen, poetischen und Aller-Welts-Berichte, über welche er sich aus den mannigfachen Blättern noch hätte unterrichten können; er las die Zeilen und las sie wieder, bis er endlich sich auf den brieflichen Bericht seines Hofmeisters tröstete, der bald ankommen mußte, um ihn über den wahren Zustand der Dinge zu belehren.

Kurz nach dieser unangenehmen Kunde hörte der Graf einen Wagen in den Hofraum rollen, und er erkannte sogleich an der dem Kutscher Aufträge ertheilenden Stimme, daß Marquis Valloso der Angekommene sei. Dieser eilte mit freudiger Miene in's Studirzimmer seines Freundes, um sich mit ihm über eine wichtige Angelegenheit zu besprechen.

Der Marquis war schon vor seiner letzten

Abreise mit dem Grafen, in dem Zirkel seiner Bekannten in's Gerede gekommen, als ob er der erklärte Zukünftige des Fräuleins Blauenwart sei. Zu diesem Gerüchte hatte der Marquis selbst Veranlassung gegeben, ohne es gerade zu wollen, und ohne anderseits es der Mühe werth zu finden, demselben zu widersprechen. Am deutlichsten hätte er die Welt von ihrer Lüge überzeugen können, wenn er das älterliche Haus des Fräuleins ganz und gar gemieden hätte; allein von dort aus folgten Einladungen auf Einladungen, und der Marquis wollte nicht so unhöflich sein, ohne Ursache die Besuche in jenem Hause, an denen im Grunde nichts Arges war, aufzugeben.

In der That fand er sich auch um der vielen Aufmerksamkeiten willen, die ihm daselbst von allen Familiengliedern erwiesen wurden, geschmeichelt, und es gehört, wie bekannt ist, ein gewandter Mann mit kräftigem Geiste dazu, einer gewandten und feinen Schmeichelei zu widerstehen. Der Marquis pflegte sich nur gegen den Grafen, den er als Freund ehrte, von dessen Rechtlichkeit er eben so sehr, wie von seiner geistigen Ueber=

legenheit überzeugt war, nachgiebig und veränderlich zu geben, denn das Wort dieses Freundes hatte bei ihm ein großes Gewicht, und vermochte ihn oft, das, was er schon beschlossen hatte, abzuändern. Anders stellte sich der Charakter des Marquis gegen seine übrigen Bekannten heraus, bei diesen pflegte er mehr Entschlossenheit auch Eigensinn zu entwickeln.

Wäre das erwähnte Gerücht, welches offenbar die Brüder des Fräuleins ausgestreut zu haben schienen, um den Marquis mehr und mehr zu umgarnen, früher zu den Ohren des Grafen gelangt, so würde dieser auch schon früher mit seinem Freunde im Ernste über die Angelegenheit gesprochen haben. Der Marquis aber, der es wahrscheinlich selber ahnen mochte, daß er dadurch eine gewisse Verbindlichkeit eingehe, daß er dies Haus besuche, machte bei seinem Freunde keine Erwähnung von diesen Besuchen — denn vor Freunden, von denen man weiß, daß sie uns in jeder Angelegenheit reinen Wein einschenken, sucht man eine betise, die im Anzuge oder schon begangen ist, am längsten zu verheimlichen, oder

am scharfsinnigsten zu entschuldigen. Ehe der Graf mit dem Marquis seine Reise von der Villa am Comer-See nach Wien antrat, hatte der Erstere jenen Brief erhalten, von welchem schon früher die Rede war, und sich darauf sogleich vorgenommen, bei gelegener Zeit ein Wort der Warnung an seinen Freund ergehen zu lassen.

Dies geschah auch am Tage, ehe die beiden Reisenden nach Rumpelhausen kamen — der Graf fand aber da seinen Freund zum ersten Male obstinat und widersprechend; war auch Valloso's Neigung zu jenem Fräulein nicht sehr groß, so suchte er sich vielleicht selber zu überreden, daß sie größer sei, als sie wirklich war — — er bemerkte nun, daß man in jenem Hause keine Absichten auf sein Geld haben könne, denn man lebe dort auf großem Fuße, und es sei bekannt, daß der Vater des Fräuleins zwei bedeutende Herrschaften habe. Der Graf wurde sarkastisch; er erwiederte dem Freunde: Es dürfte Dir aber vielleicht weniger bekannt sein, daß diese bedeutenden Herrschaften auch bedeutend

verschuldet sind, und daß man eines Schwiegersohnes von bedeutendem Vermögen bedarf, der gutmüthig genug ist, in aller Stille die Schulden zu tilgen, und der am Ende auch dafür sorgen dürfte, daß das Haus seines Schwiegervaters auf keine geringere Ausgabenliste, als diese bisher Statt fand, reducirt werde. Ich kann Dich mit voller Gewißheit versichern, daß die herrschende Wuth, sich reicher zu zeigen, als man wirklich ist, diese Familie dem vollkommenen Ruine schon sehr nahe gebracht hat; willst Du nun auf der Liebe Schwingen als rettender Genius erscheinen und willst Du dies durchaus — nun so kann ich wohl nichts entgegen haben, aber ich will meine Pflicht als Freund erfüllen, und Dich nicht in der Folge zu dem Vorwurfe berechtigen, als ob ich nicht das gethan hätte, was in meiner Kraft stand, um Dich von einem verderblichen Schritte zurückzuhalten.

Diese Worte wurden damals nicht beherzigt, der Marquis machte ein eben nicht sehr erfreuliches Gesicht, und zündete sich eine Cigarre an, um die Verlegenheit, in der er sich befand,

in blauen Rauchwölkchen in die Luft wirbeln zu lassen.

Die Spannung zwischen den beiden Freunden dauerte fort, bis sie durch das Zerbrechen ihres Wagens im Schloße Rumpelhausen bekannt wurden. Eben so angelegentlich sich daselbst der Graf um Rosa bekümmerte, eben so sehr freute es ihn, als er den Marquis stets der Tochter des Hauses Gesellschaft leisten sah, denn diese Partie, dachte sich Tornasol, wäre für seinen Freund nicht nur anständig und, wie er es von Crayon erfahren, in pekuniärer Beziehung nicht nachtheilig, sondern die Charaktere von Agnes und Valloso waren auch geeignet, sich zu einem harmonischen Einklange zu verbinden.

Auf der Reise nach Wien erklärte Valloso seinem Freunde, wie er sehr gestimmt sei, seinem erhabenen Beispiele zu folgen, und sich von Rumpelhausen eine Braut heimzuholen, nur wisse er nicht recht, wie er es beginnen solle, mit der Familie Blauenwart auf eine solide Weise zu brechen; der Graf fragte ihn: Du hast Dich, wie ich hoffe, doch nie bei dem Fräulein zu

irgend einer feierlichen Erklärung verleiten lassen? — Nein, antwortete aufathmend der Marquis, und ich bin dessen froh; ich habe weder feierlich, noch unfeierlich mich erklärt.

Nun, dann bist Du auch jeder Verpflichtung los und ledig. Versprich mir nur, daselbst keinen Besuch zu machen, wenn Du in Wien ankommst, sollte man Dich aber laden, so habe die Gefälligkeit, mich als Begleiter mitzunehmen; das Weitere überlasse meiner Sorgfalt, und sei versichert, daß ein nicht selbst Betheiligter in dieser Sache klüger handeln könne. — Ich bitte, Tornasol, Du darfst mit mir nicht gar so delikat umgehen; ich gestehe es gerne zu, daß Du, ob nun betheiligt oder nicht betheiligt, in kritischen Fällen immer die beste Wahl zu treffen weißt!

Schon waren einige Tage vergangen, seit die Reisenden in Wien angekommen, als der Marquis eines Vormittags nach Hietzing in das Landhaus seines Freundes eilte, wie wir schon zuvor seine Ankunft daselbst gemeldet haben. Er war für diesen Tag von dem alten Blauenwart

zum Diner geladen, und hatte es angestellt, daß auch Graf Tornasol mit ihm geladen wurde. Nachdem der Tag sehr schön war, engagirte Graf Tornasol seinen Freund zu einem Spazierritt auf einige Stunden, dann erst sollten sie mitsammen nach der Stadt fahren. Die Pferde waren gesattelt, die Reiter stiegen auf, und nahmen ihren Weg gegen das Dorf Mauer, dann weiter nach Kalksburg, und von dort kehrten sie über den Rosenhügel nach Hietzing zurück.

Da hatten sie nun wohl Zeit, Vieles mit einander zu sprechen, aber das geschah eben nicht, denn der Graf, wohl sonst redeselig, war zu sehr mit den Gedanken über seine abgebrannte Villa am Comer-See beschäftigt, ohne daß er jedoch ein Wort von dieser Begebenheit gegen Valloso erwähnte.

Tornasol forderte nun seinen Freund auf, den bevorstehenden Winter in Italien, und vielleicht, oder vielmehr wahrscheinlich einige Wochen desselben in Innsbruck zuzubringen. Auf diese Einladung, die ich heute beim Diner öffentlich an Dich stellen werde, gib mir eine zustimmende

Antwort, sagte der Graf, ich werde dann die Familie für künftige Woche einmal zu mir bitten, und somit ist es mit den Blauenwarts alle; selbst deine eingebildeten Erfordernisse der guten Lebensart werden gehoben sein.

Wie es war verabredet worden, so geschah es auch; freilich tönte es bei den liebeseligen Blauenwarts, als sie hörten, wie der Marquis seine Zustimmung zur Reise nach Italien gab, von allen Seiten: Wie? Kaum sind Sie erschienen, Herr Marquis, um Leben und Bewegung in unsere freundschaftlichen Zirkel zu bringen, als Sie uns auch schon wieder verlassen wollen? — Es sind mehr Familienverhältnisse, als Unterhaltung, die mich bestimmen, der Einladung meines Freundes zu folgen, entgegnete der Marquis; dabei dachte er sich aber: „Sucht euch einen Andern, der Leben und Bewegung in Euere ausgetrockneten Cassen bringt, mich gelüstet es nicht, mit Eueren Schuldscheinen und fälligen Wechseln Bekanntschaft zu machen."

Als am Abend der Marquis den Grafen zu seinem Wagen geleitete, erzählte der Letztere in

wenig Worten den ihm durch die Zeitung kund gewordenen Brand seiner Villa, auf welcher sich noch vor einem Monat die beiden Freunde so gut unterhielten.

Und wie konntest Du mir das so lange verschweigen? Warum hast Du mir nicht gleich am Morgen davon erzählt? fragte der Marquis.

Warum? antwortete der Graf — weil ich weiß, daß Du in Deiner Herzensgüte gemeint hättest, Du müssest den ganzen Tag in meiner Gegenwart ein niedergeschlagenes Gesicht zeigen, um mir deine Condolenz zu beweisen. Der Verlust ist mir nur unangenehm, aber nicht empfindlich. Gute Nacht! — Und der Wagen rollte fort. Valloso stieg in seine Equipage, und ließ sich ebenfalls nach Hause fahren.

Künftige Woche darauf war beim Grafen Tornasol große Soirée in seinem Landhause zu Hietzing. Nebst einer Menge anderer Gäste erschienen auch die Blauenwarts in vollem Staate, nämlich der Vater und zwei Söhne, welche viel Geld durchbrachten, mit der unschätzbaren

Tochter, welche viel Geld hereinbringen sollte. Ein Paar junge, artige Männer suchten das Fräulein in ein Gespräch zu verwickeln, diese aber gab sich einsilbig, sie hoffte, der Marquis werde ihr einige Aufmerksamkeit schenken; nachdem sie aber sah, daß ihre Blicke eine vergebliche Bemühung waren, suchte sie ihn durch eine vollkommene Außerachtlassung zu bestrafen. Aber die Tage ihrer Herrschaft über den Marquis waren zu Ende gegangen, ebenso wie die Tage der Herrschaften ihres Vaters auf's Ende lossteuerten. Valloso, der immer noch zu gutmüthig war, als daß er dem Fräulein eine vollkommene Kränkung verursacht hätte, erwies einer sehr bejahrten Dame eine Menge von Aufmerksamkeiten, die ihr schon lange Zeit nicht zu Theil geworden waren, er wich nicht von ihrer Seite, und als er von bekannten Herren und Damen befragt wurde, ob er denn am Tanze gar nicht Theil nehmen wolle, nahm er zu verschiedenen Ausreden seine Zuflucht; als aber ein Bruder des Fräuleins Blauenwart an ihn dieselbe Frage stellte, wies er ihn mit der ganz salonwidrigen

Auskunft ab: Ich leide heute fürchterlich an meinen Leichdornen. Kaum hatte das die alte Dame gehört, als sie den Marquis, der ihr seinen Arm geboten hatte, fester an sich zog, und an ihn die holdselige Frage stellte: Wie, mein Herr, Sie leiden wirklich an Leichdornen? O wüßten Sie, fuhr die Dame alsogleich fort, ohne auf eine Antwort zu warten, wüßten Sie, wie ich Jahre lang mit diesem Uebel geplagt bin, Sie würden mich vom Herzen bedauern! Und sie zog den Mann hinaus in den Garten, dessen Baumgänge mit Lampen erhellt waren, um sich mit ihm ungestörter über die Landplage der Leichdornen unterhalten zu können. Es war eine sternenhelle Nacht; obschon der Herbst mit gewaltigen Schritten heranzog, konnte man doch noch nicht sagen, daß es kühl sei, nur bisweilen hauchte ein fröstelnder Luftzug durch die Blätter, daß der Sommer schon zu Ende gehe, konnte aus dem Choral der Heuschrecken oder Grashüpfer abgenommen werden, sie ließen ein ganz zähes und langweiliges Geschrei ertönen, und nicht mehr in lebendigem Flügelschlag rauschte

ihr Dämmergesang. Die Springquellen mehrerer Bassins sanken oft tief hinab, als wollten sie, schläfrigen Menschen gleich, einnicken und der Ruhe pflegen, und als wäre ihnen ihr beständiges Gemurmel und Geplauder schon zum Ueberdruß. Diese langweilige Poesie, welche über die Herbstnacht sich ausbreitete, wurde durch das belehrende Gespräch der alten Dame noch immer mehr gehoben, und man vermag sich leicht vorzustellen, was der Marquis für eine Freude empfand.

Wie die Beiden so dahinwandelten in der Einfalt des Herzens und des Gespräches, da sah sie von weitem ein alter Gentleman, der Herr von Geldern, ein Mann der eine junge Frau geheirathet hatte, mit der er sich eine Geißel für seine letzten Tage flocht, ein Mann, der als ein solcher Narr bekannt war, daß man sich von ihm scherzweise erzählte, er werde auf seinem Todtenbette noch ein Billet doux schreiben, wenn ein Notar ihm das Papier hinreichen wird zur Abfassung seiner letzten Anordnungen, ein Mann unter dessen Perücke noch eine Welt von sünd-

haften Gedanken gelagert war, und aus dessen wallroßzahnigem Mund eine Fülle von ekligen Galanterien sprudelte; ein Mann, dem es besser gewesen wäre, sich mit dem Gedanken an Grab und Ewigkeit bekannt zu machen, der es aber für besser hielt, sich an die Spanne Zeit, die er noch zu leben hatte, anzuklammern, und sie um abgeschmutzte Bettelpfennige anzuflehen; ein Mann, den die Eifersucht quälte, und der es fühlte, wie lächerlich er sich vor der Welt gemacht, und der doch nicht aufhören konnte, sich noch mehr lächerlich zu machen; ein Mann, dem die Bitterkeit der Sünde und die Qual seiner Thorheit schon in dieser Welt hier in reichlichem Maße zu verkosten gegeben ward, und von dem man sagen konnte, er dürste nach neuer Bitterkeit und nach neuer Qual — oder das Ganze in wenige Worte zusammengefaßt, ein alter Thor voll Genußsucht, die er Liebe, und voll Eifersucht, die er Klugheit, und voll Lungensucht, die er einen verdammt hartnäckigen Husten nannte. Die junge Frau dieses alten Mannes war in einer Fensternische um Mandelmilch zu trinken, welche mit verschie-

denen Galanterien zu verzuckern, ein junger Herr sich vom Herzen angelegen sein ließ. Als die Augen des alten Othello den Tanz- und Speisesalon nach dem Gegenstande seiner Qual durchlaufen hatten, und er denselben nicht fand, ward er halb rasend, er durchrannte den Garten, und als er Valloso mit der Matrone am Arm wandeln sah, bildete er sich nichts anders ein, als es sei dies seine Gattin mit einem Seladon, er verbarg sich hinter einem Baumstamm, um zu horchen, von was für einer Art das Gespräch sei, was diese Beiden mit einander führten. Der Marquis war nicht nur so gefällig, daß er die Dame mit Geduld und Ergebung anhörte, er that noch mehr, er suchte, so viel es ihm möglich war, in den interessanten Gegenstand des Gespräches einzugehen. Er rieth ihr sogar ein probates, unfehlbares Mittel, um sich der Dankbarkeit seiner Begleiterin zu versichern. „Versuchen es Euer Gnaden," rief er aus, als er eben beim Baumstamm, hinter dem der Alte stand, vorüber ging, „versuchen es Euer Gnaden, es ist ein verzweifeltes Mittel, aber vielleicht sind

sie dadurch für immer von ihrem alten Uebel befreit.“ Der Mann hinter dem Baume, der keine Ahnung hatte, wie dies süße Gelipsel nur auf Leichdornvertilgung hinzielen könnte, und der an nichs anders dachte, als Valloso habe der Dame, die er noch immer für seine Frau hielt, ein Mittel vorgeschlagen, das ihm den Tod bringen soll, konnte seine Wuth nicht mehr länger an sich halten, er stürzte aus seinem Verstecke hervor, ergriff die Matrone am Arm, und rief ihr zu: Ungeheuer! Dich und Deinen Mordgesellen will ich den Gerichten übergeben! Während er diese Worte mit aller Kraft, die in ihm war, herausdonnerte, zwickte er auch in der Verzweiflung den Marquis beim Arme, so daß dieser, toll über eine solche Begegnung, sagte: Was wollen Sie von uns, mein Herr? Daß Sie den Verstand verloren haben, ist eine bekannte Sache, aber daß sie vollends wahnsinnig geworden, das erfahre ich jetzt zum ersten Male! — Während dem krächzte die Dame: Was soll das? was kann denn dieser Herr von mir wollen, den ich nicht zu kennen die Ehre habe? — Als der

alte Herr seinen Irrthum einsah, und auch zugleich fühlte, wie er eine neue Anekdote zur Biographie seines Lebens hinzugefügt habe, übermannte ihn ein durch seine Kränklichkeit gesteigerter derartiger Zorn, daß er ohnmächtig zusammensank.

Geldern war ein Emporkömmling, und hatte sich durch glückliche Speculationen vieles Geld erworben; in seinem Hause fanden sich nur Schmarotzerpflanzen ein, denn diese bleiben und gedeihen, ob sie das kalte beleidigende Benehmen des Hausherrn wie eisiger Hauch aus Norden anweht, oder ob sie getreten werden — besseren Gästen aber geht es in einem solchen Hause, wie anderen Pflanzen auf schlechtem Boden — sie bleiben aus. Geldern hatte dem verstorbenen Vater des Grafen verschiedene Geschäfte besorgt, und daher kam die Bekanntschaft mit — und das öftere Einladen von demselben.

Die Bedienten mußten Geldern in ein Zimmer tragen. Er hatte seine Lebensjahre auf lange, lange noch hinausgeschoben in seinen Gedanken, die Schwäche aber, die er nach seinem

Erwachen aus der Ohnmacht fühlte, redete eine andere Sprache zu ihm.

Während dem hatte sich die Kunde von dem störenden Vorfall schnell im Salon verbreitet, betrübend für die Gesellschaft war die ganze Begebenheit nur deßwegen, weil sie jetzt Anstands halber sich trennen mußte, um Geldern und sein Schicksal bekümmerte sich Niemand. Die Kutscher wurden vorgerufen, und über den Alten, der im Sterben lag, Witze gemacht. Eine Dame sprach zur andern: „Als ich die Geldern an ihrem Hochzeitstag bedauerte, dachte ich nicht, daß die Zeit so schnell kommen wird, wo man ihr gratuliren kann." Ein dicker Herr bemerkte gutmüthig: Wenn er sich von diesem Schlag erholt, vielleicht gereicht es ihm zum Nutzen, vielleicht bessert er sich und fängt ein neues Leben an." Ein Anderer erwiederte: „Er hat Zeit, daß er ein neues Leben anfängt, denn es ist keine gute Aussicht, daß das alte noch lange dauern werde." — Diese Aeußerungen waren von halblautem Gelächter unterbrochen. So hält die selbstsüchtige Welt ein strenges Gericht über den selbstsüchtigen

Menschen; wie ein schlechter Schauspieler in die Coulissen, so wird oft ein schlechter Mensch in's Grab gezischt und verhöhnt. Niemand kümmert sich um die ringende Seele, Niemand denkt daran, daß er in kurzer Zeit mit seiner Schuld, die durch das Verdammeu Anderer noch aufgehäuft worden, auch vor seinem Richter erscheinen muß.

Der Frau von Geldern war im Ehekontrakte die Hälfte des Vermögens von ihrem Mann als Witthum ausgesetzt, für den Fall, daß er früher sterben sollte, als sie; damit wollte aber diese Dame sich nicht zufrieden geben, und wünschte sehnlichst, ihren Mann noch einmal zum Gebrauch seiner Sinne kommen zu sehen, um ihn dann schnell zu einem Testamente, welches noch mehr zu ihren Gunsten ausfallen sollte, zu bewegen.

Schluchzend und mit von Thränen halb erstickter Stimme zog die Gemahlin des plötzlich auf den Tod Erkrankten den Grafen in ein anstoßendes Zimmer, und bat ihn, er möge so schnell als möglich einen Notar bestellen, um

Geldern, wenn er seiner Sinne wieder mächtig werden sollte, zur Abfassung eines Testamentes zu bewegen. Der Graf fragte schnell: „Sind Sie nicht im Heirathskontrakt bedacht worden?“ — „Ja, mir ist die Hälfte des Vermögens zugesichert.“ — „Nun, da haben Sie ohnehin über zweimal hunderttausend Gulden, wenn ich nur die Häuser ihres Mannes gering anschlage, und wie ich mir sagen ließ, hat ihr Gemahl arme, sehr arme Verwandte.“ — Ja, aber sie sind durch ihre Schuld so herabgekommen, es sind sehr, sehr liederliche Leute! — Während dieser Testamentsdebatte trat Crayon aus dem Krankenzimmer, und meldete dem Grafen, Geldern sei zu sich gekommen, er fühle in der Brust ein unsägliches Leiden! — Der Graf fragte: Wie spricht sich der Arzt darüber aus? — Er meinte, es könne höchstens noch vier oder fünf Stunden dauern! — Nun denn — Thomas, Thomas! rief der Graf, und ein Bedienter erschien. Geh' schnell und hole einen Geistlichen. — Ich bitte, Herr Graf, nur vorerst einen Notar! redete jetzt die Dame, aber mehr mit zorniger

als weinerlicher Stimme, dazwischen. Der Graf, über die niedrige Habsucht des Weibes empört, herrschte sie an: Madame, man sagt, Sie haben genug von Ihrem Manne, verlangen Sie nicht auch noch seine Seele! Der Graf sandte um einen Geistlichen, und ging hinein zum Kranken, die Dame ihm nach. Er redete ihn an: Es freuet mich, daß Sie wieder zu sich kamen, Herr von Geldern! Ihr Zustand ist gefährlich, ich habe um einen Geistlichen geschickt. Geldern sprach leise und heiser: Das wird — wohl noch nicht nöthig sein — ich dächte — wir könnten bis Morgen warten! — Herr Doktor, entgegnete der Graf, haben Sie die Güte, dem Herrn zu sagen, ob er noch bis Morgen warten kann! — Der Doktor wollte mit der Farbe nicht recht heraus. Die verglas'ten Augen Gelderns hingen sich wie mit Krallen an den Lippen des Arztes fest, die über Leben oder Tod entscheiden sollten. — Reden Sie, Herr Doktor, sagte der Graf auffordernd, wiederholen Sie, was Sie zuvor meinem Freunde (er deutete auf Crayon) sagten, oder ich werde es wiederholen in Ihrem Namen! —

Es ist wirklich sehr bedenklich, äußerte sich nun schüchtern der Doktor, zum Kranken gewandt: es könnte sein, daß Sie morgen nicht mehr leben! — Mein Gott, mein Gott, Herr Graf, rief die Dame nun dazwischen, wie ist es möglich, daß man die letzten Stunden eines Menschen mit solcher Grausamkeit verbittern kann! Was für Qual werden ihm jetzt die Ceremonien machen, er wird den düstern Eindruck kaum überstehen! — Madame, folgen Sie mir, sagte der Graf, die Frau von Geldern an der Hand fassend, um sie in das anstoßende Zimmer zu führen. — Nein, nein, entgegnete diese, sich sträubend, ich werde das Bett meines geliebten Mannes nicht verlassen! — Nun gut, so hören Sie also hier an, was ich Ihnen sagen werde, sprach der Graf mit fester Stimme. Sie fürchten sich, daß die Ceremonien, wie Sie die heiligen Sakramente der Kirche zu nennen belieben — Sie fürchten, daß diese einen üblen Eindruck machen — sind Sie der Meinung, daß ein schreibender Notar und die Stimme einer feinen Dame, welche mit allem Ernste nur an sich und nicht auch an die armen Verwandten ihres Mannes

zu denken gesonnen ist, einen wohlthätigeren Einfluß hervorbringen werden? — Die Dame erblaßte, und sank halb ohnmächtig auf ein Sopha; die Worte des Grafen hatten ihr den angesponnenen Faden jeder List, die sie, um die andere Vermögenshälfte zu erlangen, noch hätte anwenden können, vollends abgeschnitten. — Uebrigens bedürfen wir nicht einmal eines Notars, fuhr der Graf fort, es sind uns hier der Zeugen genug, um den letzten Willen Herrn von Gelderns zu vernehmen, und ihn vor Gericht zu bestätigen. Haben Sie keine armen Verwandten? — Ja, ja, Herr Graf, antwortete Geldern röchelnd, einen Bruder und eine Schwester, beide sind verheirathet und haben Kinder, aber sie haben mich schon lange — lange nicht besucht — sich nicht um mich umgesehen! — Der Graf redete weiter: Ein Zeichen, daß sie von Ihnen keine Unterstützung bekamen, und auch keine erwarteten, seien Sie gerecht, gedenken Sie der armen Geschwister, und hoffen Sie auf ihr Gebet. — Mein Gott, mein Gott — welche Schmerzen! seufzte Geldern, Jedes soll fünfzigtausend Gulden bekommen.

Was? das ist zu viel! rief die Dame, plötzlich aus ihrer Ohnmacht aufwachend; lieber Mann, du weißt, daß sie liederlich sind — sie werden in einigen Jahren das Ganze verschwendet haben. — Geldern, dessen Gesinnungen zu einer völligen Umkehr bereitet waren, und der mit dem Scharfblick eines Sterbenden die Habsucht seiner Ehehälfte durchschaute, sagte mit sardonischem Lächeln: Wenn sie es verschwenden, ist es ihre Schuld — aber sie werden mir wenigstens nicht ihren Fluch in's Grab nachsenden. — Während dem sprach der Graf leise zu Crayon; dieser ergriff ein in der Nähe stehendes Schreibzeug, nahm ein Blatt Papier, schrieb darauf in wenig Worten Gelderns letzten Willen, und reichte dies dem Kranken zur Unterschrift. Die Dame ging unter lautem Schluchzen in ein anderes Zimmer, und bemerkte: sie könne diesen Jammer nicht ansehen; d. h., nicht den Jammer eines sterbenden Mannes, sondern den Jammer, daß sie um so viel tausend Gulden gekommen war.

Auf der Gasse tönte das Glöcklein, der Küster

trat bald darauf in's Zimmer, ihm folgte der Geistliche nach; Frau von Geldern that den letzten verzweifelten Schritt, sie nahm den Priester krampfhaft am Arme, und sagte flehend: Er hat ein Testament gemacht, er gab seinen Verwandten Alles; Meiner, seines rechtmäßigen Weibes, geschieht darin keine Erwähnung, hochwürdiger Herr! suchen Sie ihn dahin zu bringen, daß er sein Unrecht widerrufe: — Der Geistliche sprach: „Ich habe nur die Selbstanklage des Kranken zu hören, und ihn zu mähnen, daß er nach seinem Gewissen handle, fremde Aufträge zu übernehmen, gehört nicht in den Bereich meiner Pflichten.“ Mit diesen Worten ging er in das Krankenzimmer, dessen Thüre von einem Diener geöffnet worden war. Die Anwesenden entfernten sich, und ließen Geldern mit dem Geistlichen allein. Das Weib, welches sich in ihren Hoffnungen betrogen sah, und die im Grafen ihren gewaltigen, ruhigen und gemessenen Gegner erkannt hatte, wußte in diesem Augenblicke ihrer Galle auf keine andere Weise Luft zu machen, als indem sie zu ihm sagte: Wenn doch mein

Mann nur zu Hause erkrankt wäre, ich hätte ihn wenigstens in Frieden sterben lassen, und würde ihn nimmer mit solchen Dingen gequält haben. — Ihr ward zur Antwort: Madame, der Sündenschmerz und der reuige Rückblick auf ein dahingeschwundenes Leben ist eine werthvollere und bessere Qual, als der falsche Friede der lügenden Welt, die einen Sterbenden mit Beschwichtigungen hinzuhalten sucht, und Weh' dem, der die Sehnsucht einer im ablebenden Körper nach Gott ringenden Seele nicht gewähren läßt. — Das muß man Ihnen lassen, Herr Graf, unterbrach ihn die Dame piquirt, Sie verstehen es, wie ein Prediger zu reden. — Meine gnädige Frau — wie ich rede, das können Sie mir sagen — wie Sie handeln, das will ich Ihnen nicht sagen.

Nachdem der Erkrankte die letzte Wegzehrung empfangen hatte, rief er seine Gemahlin, und bat sie mit gebrochener Stimme um Verzeihung, wenn er sie allenfalls beleidiget hätte. — Ich vergebe Dir Alles vom Herzen, sagte Sie, auch sogar jenes Mißtrauen, welches Du in mich ge-

setzt, indem Du dachtest, ich würde als Deine Erbin für Deine Verwandten keine Sorge tragen. — Der Kranke, der schon ganz hingebend war, konnte diesen Wink nicht mißverstehen, er wurde, (er war das letzte Mal in seinem Leben) sarkastisch, und sagte zu seiner Gattin: Sieh', Liebe, ich habe Dich der Sorge für meine Verwandten überhoben, und auch Du wirst, wie ich denke, nicht mit Noth zu kämpfen haben, Du bist immer noch eine reiche Frau; auch dann noch, wenn Du Deine ganze Mitgift den Armen schenken solltest. — Sie hatte keinen Pfennig Morgengabe mitgebracht. Ihre Absichten waren entdeckt, was sie schon hatte, konnte ihr nicht genommen werden, und somit, weil sie sah, daß hier nichts mehr für sie zu thun sei, empfahl sich die treue Ehehälfte, und stieg in ihren Wagen, wahrscheinlich um ihren guten Mann in Frieden sterben zu lassen. Als sie sich in den Wagen setzte, dachte sie: Der Wagen gehört jetzt mir, von nun an kann ich fahren, wohin ich will! — Die edle Dame hatte jetzt keine Lust, an jene Zeit zu denken — in

welcher sie wohin fahren muß, wohin sie nicht will.

Kurze Zeit nach der Abfahrt seiner guten Frau sank Geldern auf sein Kissen zurück, und verfiel in Agonie. Wohl mochte seine Seele bitter ringen im Todesschmerz, das Gesicht gab wenig Kunde davon; der Geist, den der Körper verläßt, übt auch auf diesen keinen Einfluß mehr aus: denn im Tode zerreißen die Drähte, die, wie bei einem Uhrwerke die Zeiger, so beim gesunden Menschen von der Seele aus das Mienenspiel in Bewegung setzen, das Antlitz bleibt ruhig, wie ein Fels, mögen auch die Schmerzen des Geistes, wie im Sturm empörte Meereswogen an denselben anschlagen.

Tornasol, Valloso und Crayon begaben sich in ein anderes Zimmer, und überließen den Sterbenden der Fürsorge des Arztes. Der Dichter fragte den Grafen: Glauben Sie, daß die Sakramente der Kirche der Seele dieses Menschen wirklich noch heilbringend gewesen sind? —

Mir wäre es, antwortete der Graf, ein be-

ständiger Vorwurf gewesen, wenn ich ihn hätte in seiner Sünde dahinsterben lassen.

Crayon. Aber was soll denn eine so schnelle Bekehrung am Todtenbette für eine Wirkung haben, ich weiß dies nicht mit Gottes Gerechtigkeit in Einklang zu bringen.

Graf. Wer vermag denn der Gnade des Erlösers Schranken zu setzen? Kann diese nicht einen Sünder noch am Ende des Lebens in den Bereich der Kirche aufnehmen, in der die beseligende Liebe wohnt?

Crayon. Warum wird denn aber nur Einer oder der Andere, warum werden denn nicht Alle aufgenommen? Die Sache scheint sich parteiisch herauszustellen.

Graf. Die Barmherzigkeit Gottes, heißt es in der Schrift, übersteigt das Gericht, und reicht weit hinaus über alle seine Werke. Wir Menschen vermögen weder die Gerechtigkeit, noch die Barmherzigkeit Gottes zu begreifen, und dürfen uns daher um so weniger als Richter über das ewige Loos eines Menschen aufwerfen. Denn dort bei jenem Gerichte wird die verkehrte Er-

ziehung, und die verkehrte Zeit, in der ein Mensch gelebt, dort werden die eingepflanzten Vorurtheile und die das geistige Leben ertödtenden Gewohnheiten in die Wagschale gelegt; das sind nun Alles Dinge, die wir nicht kennen; denn wenn auch bei der Sünde des Menschen die Willensfreiheit immer betheiligt ist, vermögen wir dies auch zu bestimmen in Bezug auf den Irrthum, welchem Mancher, vom Gebrauche seiner Vernunft an bis an's Lebensende anheimgefallen? — Wer seine Bekehrung absichtlich bis ans Lebensende hinausschiebt, und seine Augen absichtlich verschließt vor der Wahrheit, und mit Vorsatz in der Finsterniß weilt, da es ihm doch ein Leichtes wäre, sich zu belehren, und in die Region des Lichtes, des Erkennens und der ächten sittlichen Freiheit einzugehen, für dessen Bekehrung am Lebensende, möchte ich freilich nicht bürgen. Schön und merkwürdig spricht sich über diesen Gegenstand der Kirchenlehrer Augustinus aus, da er von der Bekehrung des Schächers am Kreuze redet; seine Worte lauten: „Einer ist es, verzweifle nicht;

Einer ist es, wolle nicht vermessentlich vertrauen."

Ein Bedienter kam und meldete das Ableben des alten Geldern. Die Herren begaben sich in's Nebenzimmer, um ihn noch einmal zu betrachten, dann aber wurde beschlossen, nach Wien zu fahren, denn im Hause des Todes ist es nicht angenehm zu wohnen, besonders wenn man noch eine andere Wohnung zu beziehen hat.

Die Züge, welche früher etwas Lächerliches enthielten, hatten jetzt den Ausdruck eines strengen Ernstes angenommen; wird doch selbst Heine, in dessen moralischem Gesetzbuche der eitle, vergängliche Ruhm dieser Welt und das frivole, liederliche Treiben immer obenangestanden, stutzig beim Betrachten von Gypsbüsten, die auf den Angesichtern Verstorbener abgeformt werden. Er sagt darüber: „Gemeinsam ist aber allen diesen Gypsgesichtern ein gewisser räthselhafter Zug, der uns bei längerer Betrachtung auf's unleidlichste die Seele durchfröstelt; sie sehen aus, wie Menschen, die im Begriffe sind, einen schweren Gang zu gehen.

Wohin?" — Das ist ein zentnerschweres Fragezeichen. Wo ist der Mensch, der im Stande wäre, es hinwegzuwälzen aus seinem Geiste? Weh' dem, der unbekümmert tausend und tausend Male an demselben vorübergeht, wie an einem Meilenzeiger, und der zu faul und selbstgenügsam ist, um das zu lesen, was die Hand des Herrn darauf geschrieben.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie Max zu studiren aufhört, ein Jünger der Kunst wird, und eine Reise antritt, sammt verschiedenen Affairen, die ihm dabei begegnen.

Drie knapen gingen, na een ernstig overleg,
Een' tocht doen op een' langen weg.
En vraagt gy welke knaapen 't waren?
Ik zal 't u ongeveinsd verklaaren.
Vertelsels door Harmanus Asschenbergh.

Es war ein trüber Tag über Feldkirch gelagert, als die drei Studiosen daselbst ihren Einzug hielten. Theils waren sie froh, wieder in ihre Heimath zu kommen; theils waren sie auch verstimmt, denn sie hatten zu Rumpelhausen ein großes Behagen am fidelen Leben des Müssigganges gefunden, und hier sollte bald

wieder das langweilige Schulgehen seinen Anfang nehmen. Leser, der Du je einige hundert Winternachmittage in den finsteren Schulstuben eines kleinen todten Städtchen zugebracht hast, Du wirst in Erinnerung dieser Zeit gewiß Dein Leben nicht mehr von vorne anfangen wollen. Um die Schicksale der beiden andern Studenten, welche den gewöhnlichen Lebensweg fortgingen, wollen wir uns vor der Hand nicht kümmern, um die ungetheilte Aufmerksamkeit dem Loose des Max Frosch zuzuwenden. Als dieser im väterlichen Hause ankam, fand er daselbst den Stand der Dinge anders, als er es erwartet hatte. Das Gesicht seiner Mutter, die ihm an der Thürschwelle entgegentrat, war mit einer schwarzflorenen Haube verhüllt, ihre Augen waren rothgeweint, und abgehärmt ihre Züge; als sie ihren Sohn sah, entquoll ihren Augen ein neuer Thränenstrom. „Was ist's, Mutter, was ist gescheh'n? rief Max ängstlich und beklommen aus: er blickte mit stieren Augen auf den Mund seiner Mutter. Diese rief aus: „Mein Gott, mein Gott! warum bist Du doch nicht zu Hause gewesen,

Dein Vater ist todt und begraben!" Max stand lange wie vom Blitz getroffen da, endlich aber machte er seinem Schmerz in einem Thränenquell Luft. „Wärest Du nur gestern gekommen, so hättest Du ihn noch im Sarge gesehen, aber heute ist er schon unter der Erde!" so sprach die Mutter schluchzend weiter.

Ein Schreinergeselle, der einige Wochen bei Frosch's Vater in Arbeit stand, einer jener zügellosen verderbten Handwerker, in denen die Philosophie des Tages zum Durchbruche gekommen ist, und die zwischen Himmel und Erde kein anderes Gesetz mehr anerkennen, als das des Zwanges, so lange sie nämlich zu bezwingen sind, beschimpfte seinen Meister, und es kam, da dieser dem Gesellen sagte, er sei ein Trunkenbold, mit dem man nichts reden könne, zu Thätlichkeiten. Der Meister wollte sich wehren, und rief seinen älteren Sohn, Maxens Bruder, zu Hilfe, welcher Studiosus der Philosophie zu Innsbruck war, und sich eben auf Ferien zu Hause befand. Mittlerweile hatte die viehische Wuth des Gesellen den höchsten Grad erreicht; er ergriff ein in der Nähe

liegendes Messer, und stieß es seinem Meister in die Brust, so daß dieser tödtlich getroffen niedersank. Sein Sohn, der es versucht hatte, den auf den Vater geführten Streich abzuwehren, der es aber, weil er zu schwach war, nicht vermochte, fand sich nun ebenfalls der rohen Gewalt des Mörders ausgesetzt; er schrie um Hilfe und wollte die Flucht ergreifen, bekam aber, als er sich dem Gesellen entringen wollte, einen Stich in die Seite. Der Mörder wurde von den herbeieilenden Nachbarn ergriffen, und den Gerichten übergeben. Der Vater starb in einigen Stunden, der Sohn, dessen Wunde nicht sehr gefährlich schien, ward für den Augenblick geheilt, aber er starb einige Monate darnach; denn seine Lunge hatte eine Verletzung erhalten. Diese Geschichte ist simpel, ohne alle Romantik und Poesie, aber sie ist wahr. Es mögen sich wohl in der Welt schon viele tausend ähnliche Vorfälle zwischen Meister und Gesellen ereignet haben, aber früher war die Verderbtheit in den unteren Ständen nur praktisch, und es fiel keinem Lasterknechte ein, sich vor redlichen Menschen über seine Handlungs-

weise zu vertheidigen; jetzt aber fördert die, von den Heroen einer verkehrten Wissenschaft auch in's gemeine Leben gepflanzte Theorie ihre wahrlich nicht goldenen Früchte zu Tage; jetzt hört man jeden lumpigen Jungen von seiner Philosophie, von seinem Systeme, von seinen Grundsätzen sprechen; d. h. mit andern Worten: die Leute thun, was sie wollen, was ihnen gelüstet, und was sie eben thun können, ohne dem strafenden Arm der weltlichen Gerechtigkeit anheimzufallen, und überreden sich am Ende noch, sie seien sehr weise, die Gebote Gottes seien „Mährchen" und „Pfaffengewäsche", sie wüßten wohl ohnehin, was sie zu thun hätten, denn an ihnen ist jeder Zoll: Philosophie, Grundsatz, System.

Darunter sind nun, wie es sich von selbst versteht, nicht alle Leute aus den niederen Classen verstanden, sondern auch ein beträchtlicher Theil des guten deutschen Vaterlandes, und ein größerer Theil Frankreichs, auch England nicht ausgenommen, wenn man die größeren Städte daselbst als Repräsentantinen des ganzen Landes betrachtet. Doch genug von den goldenen Früchten der mo-

dernen „Bildung“; es wird ohnehin viel darüber gesprochen und geschrieben, obwoh man nicht immer den einzig wahren Grund des Uebels kennt, oder erkennen will. Das wüste, verkehrte und durch das Lesen schlechter Bücher noch aufgeblähte Wesen des gemeinen Mannes wird dadurch, daß man ihm einige holdselige Traktätlein oder auch eine Bibel in die Hände spielt, nicht anders werden; denn der todte Buchstabe hat keine Gewalt, keinen Geist und kein Leben, nur der Donnerruf der Einen Kirche vermag eine bleibende Rückkehr zur Wahrheit zu Stande zu bringen; aber wo dem Menschen der alleinbeseligende Glaube aus der Brust gerissen worden, da liegt auch die Moral in ihren letzten Zügen.

Das Proletariat ist eine Frucht der Städte. Auch der Landmann ist oft sehr arm, aber er hat doch eine Stätte, einen Heerd, der sein eigen ist. Anders ist es in Städten. Wer hat da nicht Gestalten gesehen mit folgenden Wahrzeichen: Ein ärmliches zerrissenes Gewand, Gesicht und Arme von der Sonne gebräunt, eingefallene Wangen, zum Theil von der schlechten Nahrung, der über-

mäßigen Anstrengung, zum Theil auch vom Tabakrauchen und andern Umständen. Wie trostlos sieht es in den Wohnungen dieser Leute aus? Kennt ihr die öden und abgestorbenen Gassen in den Riesendörfern um große Städte herum, diese Heerde des Proletariats. Tausende haben gar keine Ahnung, wie es in den Zimmern dieser armen Leute aussieht! Für den armen Teufel, der im Winter in einer solchen Spelunke wohnen muß, ist die schlechteste Bierkneipe noch ein Parfümladen mit Aetherdüften erfüllt. Abends sieht man sie ihrer Heimath zuwandeln von den oft weit entfernten Plätzen, an denen sie um geringen Taglohn arbeiten. Männer und Weiber, Bursche und Mädchen, viele schleppen Kinder in ihren Armen, die sie unter Tags bei Seite legen, während sie den Spaten handhaben oder das weinende Klageinstrument, den Schiebkarren vor sich herführen. Bisweilen sieht man sie einen Bündel aufgelesene Späne vom Bauholze nach Hause schleppen, einige Kreuzer werth und eine Stunde lang getragen, nach hartem Tagewerke. Das ist Armuth, bittere Armuth! Wer kein Herz von

Stein im Leibe hat, den wird dieses Elend mit Betrübniß erfüllen. Wie ist der Reichthum und Adel der Geister, der die Fleischmasse durchleuchten soll — wie ist die Ebenbildlichkeit Gottes gar so sehr aus manchem Angesichte gewichen. An diesen verworrenen Stirnen, an diesen rollenden Augen zeigt sich nur der Glauben an den Jammer und die Noth des Erdenlebens, der bald in seine Glaubenswerke umschlagen kann, wenn irgend eine Anregung die Verzweiflung zum Ausbruche bringt! Die Leute tragen den Stempel des wahren und rechten Proletariats an sich, und der ist außer der leiblichen Armuth der Mangel an geistigem Besitz, der Mangel an Glauben und Hoffnung auf Gott und seine ausgleichende Gerechtigkeit. Und das ist der Höhepunkt des Jammers. Das macht erst die Armuth zu einem Elende, größer noch als es einst im Heidenthume war. Das steigert die Armuth zur Verzweiflung und erzeugt Verbrechen auf Verbrechen, das ist das Proletariat.

Nun üben aber gerade die Schreier für Volkssouveränität den ächten Hochverrath an diesem

Volke, indem sie dasselbe um das höchste Gut, um den Glauben an Gottes ausgleichende Gerechtigkeit betrügen, während sie andrerseits seine Lage eher noch verschlimmern als sie verbessern. Mit der Religion ist der Mensch und fühlt sich der Mensch in aller seiner leiblichen Armuth als eine moralische Persönlichkeit, er hat den Adel der Kindschaft und den Adel der Ebenbildlichkeit Gottes und läßt sich in der einzelnen Persönlichkeit, weder durch Habsucht, noch durch Rache zum Todschlag treiben, noch in den Tagen des Umsturzes in Massen als Werkzeug der Revolution gebrauchen. Kehren wir nach diesem Ausläufer wieder zu unserm armen Studiosus zurück.

Max begann das neue Schuljahr; er sollte mit demselben das Gymnasium beenden. Sein kränklicher Bruder ging nach Wien, um dort seine Studien fortzusetzen; er schrieb aber nur ein Paar Briefe nach Hause, in denen er über beständiges Unwohlsein, und über den schlechten Verdienst mit Abschreiben Klage führte; ein dritter Brief kam aus der Kanzlei eines Spitales

er meldete seinen Tod. Der gute Junge hatte sich in seinem ersten Briefe sehr über Wien beklagt; aber komme Einer nur arm, krank, ohne Freunde und Aussichten in eine große Stadt, in welcher er sich zudem nicht zu bewegen versteht, und wo er sich zu betteln schämt — den wird bald jedes Schaugepränge und jede Lustbarkeit anekeln. Wäre er reich, gesund und befreundet gewesen, gewiß er hätte einen anderen Brief nach Hause geschrieben. Maxens Mutter vermochte den Kummer, der über sie hereinbrach, nicht zu ertragen. Sie lebte nur mehr bis zum nächsten Frühjahr, und nun stand Max allein da in der Welt. Er beschloß alsogleich nach dem Tode seiner Mutter, das Studiren ganz aufzugeben, um sich vollends der Kunst weihen zu können. Er nahm sich vor, seine Vaterstadt zu verlassen, sobald seine kleinen Erbschaftsangelegenheiten in Ordnung gebracht waren. Während dieser Zeit wandelte er Tage lang herum in Wäldern und Klüften, unter Felsenwänden und Steingerölle, an schäumenden Waldbächen und rieselnden Quellen, in zerfallenem Mauerwerk

und an den Ufern des jungen Rheines; theils um seinem Hange nach Poesie zu fröhnen, mehr aber um des Malerstudiums willen. Er konnte stundenlang vor Mauerrissen und Felsenwänden stehen, so daß ein uneingeweihter Beobachter ihn für einen vollkommenen Narren gehalten hätte; sein Auge war aber bei solchen Anschauungen vollauf beschäftigt; sein Gedächtniß machte sich die mannigfachen Naturgebilde aus dem Pflanzen- und Mineralreiche eigen, deren Kenntniß ihm in der Folge sehr gut zu Statten kam. Aus Tirol sind schon viele bedeutende Landschaftsmaler gekommen, und es ist kein Zweifel, daß die Großartigkeit der Natur daselbst ihre erste und beste Lehrmeisterin gewesen.

Endlich kam der ersehnte Tag der Abreise heran. Die merkwürdigen Begebenheiten seiner Reise wollen wir aus dem Tagebuche entlehnen, welches er getreulich zu führen, sich vorgenommen hatte.

Stuben. Abends. Wie ganz anders kam mir der Weg im verflossenen Jahre vor, wo ich ihn mit zwei lustigen Gefährten machte — dort freute ich mich auf die Unterhaltung zu Rumpelhausen, und jetzt — kann ich mich eigentlich auf gar nichts freuen. Gesetzt auch, ich mache Glück im Malen, wen habe ich denn, der die Freude mit mir theilte? Würde meine Mutter noch leben, so könnte ich ihr schreiben: Mutter kommt, Ihr sollt bei mir ein gutes Leben haben, ich will Euch erhalten, mir ist das leicht; große Herren geben mir Aufträge über Aufträge, ich sollte vier Hände haben statt zwei, und ich könnte sie noch nicht befriedigen. Dann wären die Thränen ihr auf's Papier gerollt, und sie hätte innegehalten im Lesen, und hätte gesagt: Ich danke Dir, o Gott, Du hast mir einen guten Sohn gegeben! Aber so — so sollte es nicht kommen! — So weine nun ich, anstatt meiner Mutter! — Morgen übersteige ich den Arl — Adieu, gutes Vaterland, lebt wohl ihr guten und schlimmen Tage, die ich da verlebt! Ihr kehrt doch niemals, niemals wieder! Lebe wohl,

Vaterland, vielleicht seh' ich Dich auch nicht wieder!

Stuben am Arlberge; des Morgens. Juchei! die Welt liegt offen vor mir da! Gestern Abends war ich traurig und betrübt, heute bin ich stark, muthig und froh! Ist mir doch, als ob die Sonnenstrahlen tief herabfielen in mein Herz, und es erwärmten; ich bin allein in der Welt, aber ich freue mich des Lebens! Jetzt muthig den Arl hinan!

Rumpelhausen in der Wirthshausstube. Der Wirth hat mich ganz verdächtig angesehen, er muß mich noch ein wenig gekannt haben — also Niemand von den Herrenleuten ist da, alles zu Innsbruck! und dort soll es in einigen Tagen eine Doppelhochzeit geben zwischen Agnes und einem Marquis, und Rosa und einem Grafen? Was geht es mich an? Meine Braut ist nun die Kunst, von ihr erwarte ich meine Morgengabe, die mir wenigstens das Leben fristet. Aber was für ein Spuck hat mich denn von der Strasse abgelockt und hiehergeführt? Ja richtig, Rumpelhausen will ich mir noch einmal

ansehen, und das Nöthige, was ich davon bedarf, zu Papier bringen; das Bild von Rumpelhausen soll der erste Schild sein, mit dem ich fechtend hinaustrete in's Gebiet der Oeffentlichkeit; aber wie wird es mir gehen? Ich habe einen Kampf zu bestehen mit Leuten, die auf Akademien gebildet worden sind — werden sie mich nicht einen Sudler nennen, und was dann anfangen? Fechten, fechten, ich fühle das Schwert des Geistes in meiner Hand! Wenn ich mir kein Geld verdiene, was dann? Nun dann heißt es fechten auf eine andere Art:

In linker Hand den Glockengriff,
Die Rechte aufgethan,
Die Haltung kränklich, krumm und schief,
Die Augen himmelan!

Ei pfui! so weit mag's ich doch nicht bringen! Wenn meine Hände den Pinsel nicht zu führen vermögen, so werden sie doch einen Pinsel ernähren können.

Wie sieht doch dies Rumpelhausen jetzt ganz anders aus, als damals; mir kommt es vor, als ob ich es, wie einst in Rosa's Zimmer,

durch ein Glas im Gemälde erblickte! Ein magischer Glanz, oder vielmehr ein düsterer Schleier ist über das Schloß ausgebreitet — aber der Schleier ist in meinen Augen, die durch verglas'te Thränen schau'n; ich Narr! ich weine fast, und weiß nicht recht, warum?

In der Kanzlei zu Rumpelhausen saß Wanzenberger, und wir wollen seinem Treiben zusehen, und seine Gedanken belauschen. Er schneidet sich eine Feder, die als Ruder an der Sklavenbank des Schreibtisches dienen soll, an welchen ihn die Kette seiner Amtspflicht fesselt, er segelt mit dem Nachen der Hand eine Zeitlang herum auf der weißen Meeresfluth des Papieres, sein leitendes Siebengestirn sind die Formularien, ohne die es nicht weiter geht, und als Magnetnadel und Windrose dienen ihm die von Gubel abgefaßten Originale, die er copiren muß; nachdem er eine Weile geschrieben, nimmt er eine Prise Taback, probirt dann auf einem Unterlagpapier seine Namensunterschrift sammt

dem erstaunlichen und kunstreich durchgeführten Federzuge unter demselben, an dem es nie fehlen durfte. Er hatte dies vielleicht schon hunderttausendmale, theils im Geschäfte, theils zur Uebung versucht, und es machte ihm stets neue Freude, dann dachte er wieder eine Weile Folgendes: (denn beim Namenschreiben pflegte er gar nichts zu denken; dies allein nahm schon seine ganze Geisteskraft in Anspruch) — „Herr Gubel ist doch ein recht fideler Mann, daß er mich nach Innsbruck zur Hochzeit mitnimmt, und ich kann von dort aus wieder einmal meine Mutter und Schwester besuchen, und was der Stifel für eine Galle haben wird, das alleine ist schon was werth! Das ist doch ein schlechter Hallunke, dieser Stifel; wenn Herr Gubel da ist, so schreibt er d'rauf los, daß ihm die Finger knacken, kaum ist aber der bei der Thüre draußen, so hat er auch schon seine Bücheln zur Hand, da werden Romane gelesen über Hals und Kopf — wenn ein anderer da wäre als ich, so würde er es doch nicht wagen; aber er weiß, daß ich ein guter Kerl bin, und daß ich den

Verrath immer für Etwas ganz Abscheuliches halte, er unterläßt es aber bei alle dem nicht, mir, wie er nur immer kann, eine Klappe anzuhängen. Doch transeat, transeat, das heißt auf deutsch, so viel ich mich besinne: Hol's der Henker! Ich kann schon vor Freude nichts mehr schreiben — mit diesen Paar Bogen werde ich heute Nachmittags zu Stande kommen" — und so ging er hinaus in den Hof, und von da in sein Kämmerlein, und freute sich sehr. Gute Menschen können sich selbst in den ärmlichsten Umständen in eine rechte Behaglichkeit hineindenken. Die Frühlingssonne kam über die Berge herüber, und leuchtete durch die kleinen achteckigen Scheiben in die Kammer des zufriedenen Schreibers; auf dem Tische lag ein Stück von einem zerrissenen Gesetzbuche — der einzige Theil im ganzen Gemache, welcher darauf hindeutete, daß der Bewohner ein Stück von einem Gesetzgelehrten sei; ein zerbrochenes Spiegeldreieck war zwischen zwei Fensterknöpflein eingezwängt, und diente wahrscheinlich zu den jeweiligen Bartoperationen, zu Halstuchumbindungen, und bisweilen

auch zur Schönheitsüberzeugung. Wir sehen den Schreiber eine Blindthüre öffnen, die ihm als Kleiderschrank dient; er nimmt aus selber einen neuen blauen Frack, auf welchem die Metallknöpfe wie in südlichen Gegenden die goldenen Sterne am azurblauen Himmelsgewölbe glänzen; er zieht dies neue Festkleid an, und denkt sich jenen Moment, wo er in die Stube seiner Mutter eintreten wird; die Freude eines Siegers auf den Triumpheinzug in einer Stadt, ist nicht so rein, sorgenfrei und unbescholten, als die Freude Wanzenbergers. Nachdem er sich genugsam betrachtet, wird der Frack behutsam ausgezogen; der Schreiber beschließt für heute den Kanzleistunden einen Abbruch zu thun, und etwas in's Freie hinauszugehen, welche Naturbewunderung jederzeit in einem Glase Bier, das er im Gasthause einzunehmen pflegte, ihren Schlußpunkt fand, aus dem bisweilen ein doppelter wurde. Er nahm sich heute sogar, wie es wohl öfter geschehen mochte, vor, mit dem Schlußpunkt den Anfang zu machen, das heißt, er ging in die Schenke, und wollte dann die erübrigte Zeit bis

zum Mittagsessen einem kleinen Spaziergange weihen. Schon war er eine Weile gesessen, wahrscheinlich in tiefen Gedanken, die Augen beschaulich auf's Glas geheftet, in feierlicher Stille, die nur durch das Klimpern des Biegeleisens, welches die Wirthin, eben Wäsche glättend, handhabte, unterbrochen wurde, und nachdem der glühende Stahl an die Metallwände, wie die im Munde eingeschlossene Zunge der Wirthin, die gerne reden wollte, schon oft angefahren war, fragte Wanzenberger: Nichts Neues? — Nichts, sagte die Wirthin, gar nichts, gar nichts, nur ein Bursche ist gestern gekommen, der ist heute auch noch da, und wenn ich nicht irre, so war er einer von den Studenten, welche im verflossenen Jahre den jungen Herrn besuchten! So? sagte Wanzenberger, und warum haben Sie mir das nicht gleich gemeldet? Wo ist er denn jetzt? — Die Wirthin ging zum Fenster und zeigte auf einen Punkt. Dort, sagte sie, müssen Sie ihn auf der Anhöhe sitzen sehen; er hat ein Papier vor sich und scheint was zu malen. Der

Schreiber stürzte sein Glas aus, und nahte dem Maler vom Rücken, so daß ihn dieser nicht bemerken konnte; bald erkannte er in ihm Max Frosch — er schlich sich nun leise und unbemerkt zu ihm, wartete bis er den Bleistift erhob, um ihm keinen Schaden in seiner Zeichnung zu machen, dann aber packte er ihn plötzlich mit beiden Händen an den Schultern.

Max fuhr bei diesem ungeahnten Angriffe zusammen, und war im Zuge, gegen den Tölpel, der es wagte, ihn hier zu stören, in unsanfte Worte auszubrechen, als er das freudestrahlende Gesicht Wanzenberger's gewahrte. Es gibt Menschen, gegen die es uns unmöglich ist, in Zorn zu gerathen, und das sind solche, von denen wir wissen, daß Alles, was sie thun, mag es auch noch so linkisch ausfallen, im besten Willen geschieht. Wanzenberger begann: Ach, Herr Frosch — seit gestern sind Sie hier, wie mir die Wirthin sagte; das ist doch nicht schön, daß Sie sich nicht sehen ließen, wenn auch im Schlosse Niemand ist, Herr Gubel hätte Sie mit offenen Armen aufgenommen, und zu dem müssen

Sie nun auch für heute Mittag mit mir gehen, denn auch ich habe die Kost bei ihm.

Ich danke, Wanzenberger, ich werde keinen Gebrauch machen.

Ah pah! das wollen wir sehen; ich bin hier ein Stück von der Herrschaft, und werde Sie zwingen lassen. Aber um's Himmelswillen, was machen Sie denn da mitten im Schuljahre?

Ich habe das Studiren aufgegeben.

Und sich vielleicht auf's Malen verlegt? Auch gut; kann Ihnen bald besser gelingen, als bei'm Studium; ich entsinne mich, daß Fräulein Rosa einst von ihrem Talente sprach, nachdem Sie schon fort waren.

Ich zweifle daran.

Was, zweifeln willst Du, Herzensjunge? Ich sage Dir, sie behauptete, daß Du ein ganz verdammtes, schändliches, fürchterliches Talent zu der Landschafterei hast; ich belüge Dich nicht. Vor der Hand jedoch packe nur gleich zusammen und komme mit; laß uns eine Bruderschaft trinken, denn wenn ich so einen recht

gerne habe, kommt mir das „Sie sagen“ ganz langweilig vor.

Frosch besann sich eine Weile, und ließ sich endlich vom Schreiber in die Schenke ziehen; er dachte sich dabei: Ein wahres Genie darf durch ein wenig Bier nicht aus der Fassung kommen, und wie ich es gelesen habe, so gab es viele große Maler, die ihr ganzes Leben lang mit dem Uebel des Durstes behaftet waren.

Und wie viele junge Leute gibt es, die durch ihre ganze Jugendzeit ihren Genius auf keine andere Weise bezeugen zu können glauben, als wenn sie tagelang in Schenken herumlungern, sich balgen und schlagen, und Alles mitmachen, was das sogenannte geniale Leben erfordert. Es ist ein höchst unsinniger Schluß, wenn Jemand der Meinung ist, daß, weil es einige Genies gegeben hat, die Lumpen waren, deßwegen auch alle Lumpen Genies sein müssen.

Nachdem Frosch etwas getrunken hatte, verloren seine Züge die düstere menschenfeindliche Färbung, welche sich schon seit einer geraumen Zeit darüber gelagert hatte, er ließ sich sogar zu

Gubel's Mittagmal führen, und nahm die Einladung zur Mitreise nach Innsbruck an. Und dort, meinte Gubel, halten Sie sich einige Tage bei Herrn Fabius auf, wenigstens bis die Hochzeit vorüber ist, denn da wird's im Hause lustig hergehen. Frosch, der an dieser Lustbarkeit kein so großes Behagen zu finden schien, gab sogleich vor — es sei ihm sehr angenehm, die Reise im Wagen des Herrn Gubel mitmachen zu dürfen, aber in Innsbruck könne er sich nicht aufhalten, er habe einige Empfehlungsbriefe nach Wien bei sich, und je eher diese abgegeben werden, desto besser sei es für sein künftiges Fortkommen, denn sonst könnten vielleicht die Herren, an die sie gerichtet sind, auf's Land gehen u. s. w.; im Grunde aber hatte er kein anderes Empfehlungsschreiben, als einen abgeschabten Rock und seine Kunst, an deren wirklichem Dasein er bisweilen noch zweifelte.

Nachmittags beschäftigte sich Frosch noch mit Zeichnen; was er nicht mehr zu Stande brachte, prägte sich sein geübtes Auge bald ein, denn er hatte schon früher beschlossen, Rumpelhausen erst

zu Wien in Oel zu malen. Am andern Morgen setzte er mit Gubel und Wanzenberger seine Reise fort. Es wurde manches über Wien gesprochen; obwohl noch keiner der Reisenden dort gewesen war, wußte doch jeder Einiges davon zu erzählen. Wanzenberger sagte: Wenn ich doch das Wien nur einmal sehen könnte; das habe ich mir schon oft, sehr oft gewünscht! Nun, entgegnete ihm Gubel, gehen Sie ein Paar Jahre nicht in die Schenke, und sparen Sie sich Ihr Geld zusammen, für den Urlaub werde schon ich Sorge tragen. Wanzenberger kratzte sich den Kopf, den Vorschlag Gubel's auszuführen, war keine Möglichkeit vorhanden, und das Reiseprojekt, das ihn jetzt auf einmal mehr als je ergriffen hatte, blieb von dieser Zeit an auch in seiner Seele wurzeln. — Aber ihren Collegen, Herrn Peter, werden Sie doch sprechen, das wäre wahrlich nicht schön, wenn Sie, ohne dies zu thun, durch Innsbruck gingen! bemerkte unter Anderem Gubel gegen Frosch — der antwortete: Ich werd' ihn zu mir in den Gasthof kommen lassen, mich selber aber will ich bei

dieser Verwirrung nicht als Gast im Hause seines Vaters aufdringen.

Es war am Abend, als Gubel, Wanzenberger und Frosch über die Innbrücke vor Innsbruck fuhren; die strömenden Wellen des Inn zeigten das bebende und zerrissene Mondbild, welches wie ein wankender Kahn mit den Reisenden von einem Ufer des Flusses zu dem anderen schiffte. Wanzenberger sah hinab in die Gewässer, und dachte daran, wie er einst von Innsbruck fliehend, an dem Brückengeländer seine heißen Thränen in den kalten gefühllosen Fluß hinabströmen ließ — es ist doch sonderbar dies Leben, dachte er sich dabei, einmal Trauer, einmal Freude, einmal Thränen im Lachen, ein anderes Mal wieder Thränen im Weinen; mit einem Schnappsack auf dem Rücken ging ich einst betrübt aus dieser Stadt fort — in einem Herrschaftswagen ziehe ich heute wieder freudig in ihr ein — aber ich will nicht da bleiben, die Hochzeit ist erst übermorgen, ich muß noch nach Hall — ich möchte gerne heute noch meine Mutter sehen! Der Wagen rollte einen Gast-

hof vorüber — Frosch bat dringend, Herr Gubel möge ihn aussteigen lassen, und als dieser, der ihn durchaus zu Fabius führen wollte, endlich nachgab, bat Max den Freund Wanzenberger, er möge den guten Peter in das Gasthaus bringen, daß er ihn noch einmal sehen und sprechen könne. Frosch wartete nicht lange, als auch schon Peter mit seinem Führer anlangte. Peter schlug einen großen Lärm, und wollte seinen Freund zwingen, Einkehr in seines Vaters Haus zu nehmen. Max aber ließ sich nicht erweichen. Als Peter sah, wie mit seinem alten Freunde nichts anzufangen sei, versprach er, nach Vollendung seiner juridischen Studien ihn vielleicht einmal zu Wien aufzusuchen, wo er im Hause des Marquis, seines nunmehrigen Schwagers, wohnend, sich in der Praxis auf irgend einen Staatsdienst vorbereiten werde; dann griff er in den Sack seines Beinkleides, um daraus schnell eine Börse, welche ein Paar Thaler und kleine Silbermünzen enthielt, in die Rocktasche zu schieben, und sagte zu Frosch, als er die Fadenscheinigkeit seines Rockes gewahrte, welche

selbst beim Kerzenlichte zu sehen war: Max, das Eine wirst Du mir doch gewähren, lasse mir Deinen Rock als Andenken, und ich will Dir den meinen geben. Frosch fand sich bereit, sagte aber bei'm Umkleiden: Peter, ich sehe wohl ein, es ist kein Tausch, den wir machen, es ist ein Almosen, das Du einem armen Jungen gibst, denn mein Rock kann nur durch die Papiermühle wieder zu Ehren kommen, und dann der Menschheit nützlich oder schädlich, oder keines von beiden werden, je nachdem Gutes, Schlechtes oder Unbedeutendes darauf geschrieben wird. Lassen wir das, entgegnete Peter. Die Freunde redeten noch eine Weile mitsammen, als Max in der Seitentasche das Geld fühlte, und es dem Peter als etwas, was er herauszunehmen vergessen, einhändigen wollte. Peter hatte lange zu reden, bis dies Geschenk von Max angenommen wurde. Endlich willigte Max ein, und die Freunde schieden.

Es war schon spät; Wanzenberger, der sich vorgenommen hatte, noch nach Hall zu gehen, gab seinen Plan auf, und verschob seine Reise

auf den morgigen Tag, wo er zudem an Frosch noch einen Gefährten hatte. Dieser wollte am Morgen noch einige Merkwürdigkeiten ansehen, und dann erst seine Reise weiter fortsetzen. Wanzenberger erbot sich, als Cicerone mitzugehen. Er zeigte ihm zuerst (und zwar schon um fünf Uhr Morgens, wo er ihn weckte, um früher zu seiner Mutter zu kommen) das goldene Dächlein, in der Landessprache Dachel genannt; dann führte er ihn in die Franziskanerkirche, mit dem Bedeuten, daß die „eisernen Mander" (eiserne Männer, die Statuen in der Kirche) daselbst wahre Meisterstücke seien, denn es wiege jeder viele Zentner, und man könne sich gar keinen Begriff machen, wie sie von einem Orte zum andern transportirt werden konnten. Max betrachtete aufmerksam die kolossalen, aus Erz gegossenen Fürstenstatuen, in deren Reihen selbst Männer von großer Statur wie Zwerge dahinwandeln, und die sammt dem Grabmale Kaiser Max I. jene Kirche zu einem der merkwürdigsten Gebäude der Welt machen. Nachdem Frosch einige Notizen in sein Tagebuch geschrieben

hatte, gingen die beiden Freunde nach Hall. — Sag' mir einmal, Max, warum hast Du zuvor auf dem Platze vor der Kirche geschrieben? fragte Wanzenberger. — Max antwortete: Ich schreibe mir Alles, was ich Merkwürdiges sehe, erfahre, und mitunter auch das, was ich mir denke, zusammen, und so eine ganze Geschichte nennt man ein Tagebuch.

Ein Tagebuch? Wir haben in der Kanzlei zu Rumpelhausen auch ein Tagebuch, da werden alle Akten aufgeschrieben, welche die Herrschaft in's Kreisamt sendet, und die von dort wieder zurückkommen. So gibt es also auf diese Art verschiedene Tagebücher. Wenn ich einmal reise, will ich mir auch Eines zusammenschreiben; wenn dann in einem Wirthshause, wie es oft geschieht, ein Streit entsteht, dann nimmt man so ein Tagebuch, und reibt es Einem unter die Nase, der den Gästen irgend eine Lüge aufheften wollte.

Ja wohl, antwortete Frosch, man kann es zu verschiedenen Zwecken gebrauchen.

In Hall angelangt, trennten sich Frosch und

Wanzenberger, der Erstere war nicht zu bewegen, zu der Mutter und Schwester des Letzteren mitzugehen, denn er wollte bei der Begrüßungsscene nicht als störender Zeuge gegenwärtig sein.

Sechszehntes Kapitel.

Wie Frosch in die Stadt Wien kommt, und mit einem Augenglasmacher bekannt wird, nebst anderen wichtigen Begebenheiten.

„Einsam und verlassen dastehen in der Welt, rathlos, ohne Freund. ohne Meister und ohne Gott, o bitteres Schicksal."

Louis Veuillot: Rome et Loretto.

Bei Nußdorf (einem Dörfchen an der Donau, eine Stunde von Wien stromaufwärts gelegen) landet ein großes Holzschiff, ein junger Mensch springt von den aufgespeicherten Scheitern herab, und betrachtet die Schwielen an seinen Händen, welche sich durch die ungewohnte Arbeit bildeten; denn er hatte, wahrscheinlich, um die Reise ohne Bezahlung mitmachen zu können, von Linz an

fleißig gerudert. So! ruft ihm einer der Schiffknechte zu, behüt' Euch Gott, geht nur dem Staube nach, und Ihr werdet bald in Wien sein. Danke schön, wird ihm erwiedert, und der junge Mann geht seine Wege. Er mochte so eine Viertelstunde fortgewandert sein, als ihm der fürchterliche Staub unerträglich zu werden anfing; so etwas hatte er nicht geahnt. Nun, wenn das so zunimmt bis Wien, dann muß es in Wien selber nicht sehr angenehm zu wohnen sein, so dachte er bei sich selbst. Ich kann aber nicht mehr gar weit haben, denn die Karossen der reichen Wiener, nicht zufrieden damit, daß sie selber in den Wolken der Erde einherfahren, lassen auch den Fußwanderer großmüthig an ihrer Staubglorie theilnehmen, und legen ihm das Staubverschlingen als einen Tribut auf.

Der arme Mensch, welcher die Güter der Erde für die größte Seligkeit hält, und kein höheres Gut erkennen will, wird sich immer mit einer gewissen Bitterkeit gegen die Reichen aussprechen. Wäre Frosch reich oder wohlhabend gewesen, so würde er auch gefahren sein, und

sich um die knurrigen und neidischen Gedanken des armen Volkes der ganzen Welt nicht gekümmert haben. Es fing ihn der Durst zu plagen an, er ging in eine Schenke an der Strasse, und ließ sich Wein geben. Nachdem er eine kleine Weile da gesessen, kam ein langer hagerer Junge herein, die Augen mit Brillen bewaffnet, den Rücken mit einem Reisebündel beschwert, und seine ganze Gestalt in einen blauen Staubrock gehüllt; kaum hatte dieser Frosch gesehen, so setzte er sich zu ihm, warf sein Felleisen weg, begehrte ein Gläschen Wein, und suchte mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen. Nachdem der Fremde auf die gewöhnlichen Reisebekanntschaft-Anknüpfungsfragen von Frosch lakonische Antworten erhielt, so brachte doch das Eine die Beiden näher zusammen, daß sie Beide zum ersten Male nach Wien kamen, daß sie Beide nicht viel Geld hatten, und daß es überhaupt angenehmer ist, einen Gesellschafter zu haben, als allein zu gehen. Der Fremde war ein Berliner, und hieß Riecke, seine anderweitige Naturgeschichte mag sich aus folgendem Dialoge ergeben:

Riecke. Sagen Sie mir, haben Sie ein Metier?

Frosch. Nein, ich bin ein Künstler.

Riecke. Ei, das ist schön, dann sind wir von dasselbe Jeschäft, ich bin auch einer.

Frosch. So? Auf was haben Sie sich denn verlegt?

Riecke. Auf Oculistik, Optik, was Zweige der Physik sind, wie der Professor der Industrieschule gesagt hat; dann auf das Ganze der Glasschleiferei im Allgemeinen, und auf ihren ganzen Umfang in's Besondere.

Frosch (kalt). Also sind Sie eigentlich ein Augenglasmachergeselle?

Riecke. Das wäre nicht schlecht! Was meinen Sie? Ich sag' Ihnen, ich mache Ihnen Allens, Allens mache ich Ihnen: Perspektive, Operngucker, Tubusse, größer als die Kanonen vor der Hauptwache in Berlin, und alle andern möglichen Instrumente und Präparate, die was zu einem anatomischen Thurm und zu das ganze Wesen von die Sternguckerei in seinem ganzen Umfange erforderlich sein thun. Freund, das ist

was Anderes, als ein gemeiner Brillenfaberkante! Und was sind Sie eigentlich, wenn man fragen darf?

Frosch. Ich bin ein Maler.

Riecke. Maler? Auch nicht schlecht. Da sollen Sie das Museum zu Berlin anschauen, da gibt es Ihnen Stücke, ich sage nicht zu ville, wenn ich Ihnen sage, daß Kenners vor ein einziges Gemälde stundenlang aushalten thun, ich habe einmal selber zwei gesehen, die standen über eine Stunde bei einer Vorstellung, ich war mit einem Freunde das ganze Museum herumgekommen — und dann sagte der zu mir: Siehst Du, die stehen noch immer da, das muß ein verdammt schönes Bild sein, da müssen wir uns wohl ein anderes Mal auch eine Weile hinstellen; hör' mal, sagte mein Freund zu mir, sie wollen gehen, hör' mal, was sie zu einander sagen, vielleicht läßt sich was von die Kunst profentiren; und da hat Einer zum Andern gesagt: Wo speisen Sie? und der Andere hat geantwortet: Restauration Reinhart unter die Linden, für dreißig Neugroschen sechs Schüsseln, und der Wein bleibt apart.

Ja, das haben Sie gesagt, und sind fortgegangen.

Frosch. Nun, was haben Sie denn über das Bild gesprochen?

Riecke. Da haben sie ihre Gedanken für sich behalten; vielleicht ist's auch eines von die Meisterstücke gewesen, von denen man sagt: Da läßt sich nichts nicht darüber sagen.

Während diesem Gespräche hatte Riecke sein Seidl (Schoppen) ausgetrunken und bezahlt, als er sah, daß es nur sechs Scheinkreuzer koste, wunderte er sich über die Maßen, und beschloß mit der Bemerkung, daß ihm das Getränke sehr gefallen habe, sich noch ein Glas einschenken zu lassen. Frosch fand den Burschen drollig, und es war ihm nicht unangenehm, mit demselben seinen Einzug in Wien zu halten. Als sie die Schenke verließen, äußerte Riecke, der Wein habe ihn in eine ganze fidele Stimmung versetzt; diese Stimmung bemerkten wohl auch die Vorübergehenden, sie kümmerten sich aber weiter nicht darum, und fanden es nicht der Mühe werth, den Reisenden eine besondere Aufmerksamkeit zu schen-

ken, denn derlei Ereignisse von Betäubung sind in und um die gute Stadt Wien eben nichts Rares. Max hatte mit Riecke auf du und du getrunken. — Behagt mir seine Bekanntschaft nicht, dachte der Maler vom Okulisten, nun so ist es ja in Wien ein Leichtes, mich seiner zu entledigen. Als Beide zur Linie kamen, suchte Riecke durch die lächelnde Verklärung seines Gesichtes jeden Anschein von Nebel von sich ferne zu halten, er und Frosch lieferten ihre Pässe ab, um welche sie befragt wurden, weil ihr Reiseanzug sie als Fremde bezeichnete. Kaum waren sie aber innerhalb der Linie, als der Berliner wieder seine Lebhaftigkeit gewann, er stellte sich, den Rücken auf die rückwärts gelegten Hände und den Stock gestemmt inmitten einer Straße auf, betrachtete die Häuser, die in jener Gegend ein eben nicht sehr vortheilhaftes Aussehen gewähren, so wie sie sich auch in Bezug auf ihre Bewohner als einen vollkommenen Gegensatz derjenigen in der Leipzigerstraße, oder unter den Linden zu Berlin herausstellen, und begann gegen Frosch seine Gedanken auf folgende Weise laut

werden zu lassen: Das also ist Wien, nun gut, jetzt soll mir einer nochmal was von Wien sagen, dem werd' ich Dinge erzählen! Freund, da mußt Du nach Berlin kommen, da siehst Du Häuser, da gibt es Straßen, da ist Allens so großartig; kommst Du bei einem Thor hinein, das bleibt sich gleich, bei was für einem es sein thut, da siehst Du eine ganz andere Prospektive, das darfst Du mir glauben!

Frosch. Alles zugegeben, aber ich denke, Wien ist noch nicht zu Ende, der Mann, den wir nach Gumpendorf fragten, sagte, wir haben weit — sieh', daß wir fortkommen.

Riecke. Aber nicht wahr, das freuet Dich, daß ich einen Kollegen von meiner Kunst habe? wir werden dort schlafen können, und dürfen keine Bettstelle bezahlen; das ist auch seine drei Silbergroschen werth! Sieh' mal die Adresse an, was für 'ne Nummer? Gumpendorf, das kann ich ausnehmen, aber bei der Nummer hat der Bleistift ausgelassen. Die Gasse heißt: Schmidgasse. Das Brilleninstitut ist im Hofe, Stiege rechts, im zweiten Stock, die Nummer kann ich nicht wegkriegen.

Frosch. Laß' das gut sein, sehen wir vorerst, daß wir in die bezeichnete Vorstadt kommen.

Riecke. Auch gut, auch gut; sieh' nur diese Jungen, die dort auf dem Thonhaufen spielen, sind sie nicht ganz todte? da sollst Du die Jungen in Berlin sehen, da gibt es lebendigere Kerls.

Einige jener Knaben, welche dadurch, daß sie in Gesellschaft Kurzweil suchen, und auf der Gasse freie Luft schöpfen, in jeder größeren Stadt die Benennung Gassenjungen erhalten haben, waren eben beschäftigt, aus Thon, der aus einem ausgegrabenen Brunnen kam, verschiedene Formen zu kneten, als sie auf den wankenden Riecke aufmerksam wurden, dessen Worte sie zwar nicht vollkommen verstanden, die sie aber auch für keine Ehrenbezeugung hielten; sie drückten deßwegen ihre Formen schnell zu Kugeln zusammen, und warfen sie unter großem Geschrei, welches auch die andere Jugend aus den Häusern lockte, auf Riecke, der war über diese Bewegung, die von einem Leben der Jungen zeigte, welches er ihnen kurz vorher abgeleugnet hatte,

toll, und drehte sich um mit drohend erhobener Hand, als wollte er ihnen einen Straffermon halten, wie dies Betrunkene, die von der lieben Jugend belästigt werden, im Brauch haben. Frosch, dem schon Angst wurde, daß ihm Riecke noch mehr ähnliche Spektakel mache, rief, ihn am Arme ergreifend: Wenn Du solche Dummheiten machen willst, so werde ich von Dir gehen, ich kann wohl allein auch eine Herberge für die Nacht finden. — Nu, nu, erwiederte Riecke, indem er sich von Frosch fortzerren ließ, nur keine Feindschaft nicht, aberscht Du wirst mir doch erlauben, zu sagen, daß dies von diesen Jungens nicht artig gewesen ist; ich sehe, daß man ihnen keine Achtung und Lebensart beigebracht hat, und ein für allemal, es mangelt hier sehr an Bildung! — Und wieder ging's weiter. Die Beiden kamen den Alserbach entlang, der damals seine trüben Fluthen noch offen dahinwälzte und mit seinen furchtbaren Miasmen die nahen Straffen erfüllte — jetzt fließt er unter hohen Gewölben in einem unterirdischen Kanal bis zur Donau.

Begreiflicher Weise wurden durch diesen

Anblick die patriotischen Gefühle Riecke's auf's höchste gesteigert. Also das ist Wien! Freund, da sollst Du die Spree sehen, das ist ein anderes Jewässer, und voll eisener Geländer und voll eisener Brücken, und wohlgemerkt, gegossen und mit Statuen, und tiefgrün, auf die Art, wie grüne Brillen. — Frosch, um ihn weiterzubringen, sagte: Laß das für jetzt sein, wir sind ja noch in der Vorstadt, und werden heute auch nimmer in die Stadt kommen, weil wir dort nichts zu thun haben, wie uns der Mann sagte, den wir nach Gumpendorf fragten; in der Stadt, mein' ich, da wird es schon ganz anders aussehen. — Nu, nu, erwiederte der Berliner, das mag wohl sein, ich will es zugeben, daß der Hauptwitz erst in der Stadt losgeht. —

Als sie am Irrenhaus vorbeigingen, fragte Riecke einen anständig gekleideten Mann: Sagen Sie mir gütigst, ist das Gebäude dort ein öffentliches Institut, oder so was dergleichen? Ja, antwortete dieser, das ist das Irrenhaus oder der sogenannte Narrenthurm. So, sagte Riecke, ich hab' wohl schon davon reden gehört; sagen

Sie mir mal, fuhr der Brillenmacher, der das Aushängeschild seines Handwerks stets auf der Nase herumzutragen pflegte, dasselbe mit einem maliciösen Lächeln richtend, fort: Sagen Sie mir, mein Herr, ist das nur für die Wiener alleine? Nein, ward ihm zur Antwort, auch Fremde werden mit den erforderlichen Fähigkeiten aufgenommen. Als Riecke den Hieb ausparirt und auf sich selbst angebracht sah, wollte er der Sache einen guten Ausgang geben, und sagte: Danke schön, ich habe nur gemeint, weil bei uns zu Berlin die Landeskinder bei solchen Gelegenheiten den Vorzug haben.

Endlich, nach langem Forschen und Fragen, kamen die Reisenden in Gumpendorf an. Riecke hatte sich schon der Meinung hingegeben, daß die Befragten sie irregeführt hätten, um ihnen Wien nur recht groß und weitläufig darzustellen; seine Benebelung war nach und nach verflogen, und er freute sich herzlich, bald seinen Freund Weniken, welcher in dem obenerwähnten Brilleninstitute in Condition stand, zu überraschen; die Adresse wußte er, weil er mit demselben in Cor-

respondenz stand, von seiner Ankunft aber hatte er ihm nichts gemeldet. Die Hausnummer war herausbuchstabirt und aufgefunden, schon standen Beide im zweiten Stock vor jener Thür, die in's Brilleninstitut führen sollte (so hatte Weniken in seinen Briefen die Werkstätte, in welcher er arbeitete, genannt), es wurde an der Klingel gezogen, eine Dame, die sich eben mit dem Abspühlen der Teller beschäftigte, machte auf, und rief, nachdem sie sich vom Verlangen der Fremden unterrichten ließ, bei der Thüre, welche von der Küche in die Wohnung führte: Herr Weniken, kommen Sie heraus, es will Jemand mit Ihnen sprechen! — Herr Weniken erschien, es erfolgten Umarmungen, daß die Brillen Riecke's herabfielen und zertreten wurden; aber darauf wurde nicht geachtet, im Institute lagen ja tausende bereit, um Ersatz zu leisten. Weniken führte die beiden Gäste seinem Meister (Direktor des Institutes) auf, und sprach sogleich wegen der Schlafstelle, diese wurde ihnen bewilligt, weil eben ein Bett leer stand. Riecke ward in die Condition aufgenommen, und er konnte auch

Frosch für einige Tage als Bettgenossen bei sich behalten. Weniken wußte für den Augenblick (es war eben Sonnabend Nachmittags sechs Uhr) nichts Besseres zu thun, als seinen Freund und dessen Reisegefährten in's Lerchenfeld zu führen, welches er gerne besuchte, und in das er sich, wäre auch sein Freund nicht gekommen, begeben hätte. Riecke wollte seine Kleider und Stiefel reinigen, sein Freund aber rieth ihm davon ab: Mache Dir keine unnöthige Arbeit, wegen der Gesellschaft, die wir im Lerchenfeld treffen, ist es nicht der Mühe werth, viele Tempo (Umstände) zu machen.

Frosch und Riecke wunderten sich über das Menschengewoge, welches immer dichter wurde, je näher sie nach Lerchenfeld kamen; Riecke gestand, daß selbst die Königsstraße in den besuchtesten Stunden nicht so vollgedrängt wäre, da man hier noch dazu nicht langsam geht, sondern eine Gruppe an der andern schnell und geschäftig vorübersegelt. Endlich kamen sie in dem Eldorado der in einem Theile der westlichen Vorstädte wohnenden Fabrikarbeiter Wien's, oder kurz im

Lerchenfeld an. Was gab es da nun für staunenswerthe Dinge! In jeder Gasse stand ein dichtgereihter Phalanx von Schenken, die ihre Schilde, wie die österreichischen Ritter bei Sempach ihre Lanzen den Gästen, die, um das Bild besser auszumalen, hier die Schweizer abgeben müssen, entgegen hielten; mancher Durstige ist da dem Arnold von Winkelried gleich, er sucht mehrere Spieße zusammenzupacken, das heißt, er besucht mehrere Schenken hinter einander, wenn er dort gute Freunde zu finden hofft, und theilt am Ende mit dem tapfern Winkelried ein gleiches Loos — im Niedersinken — nur steht er, unähnlich dem Helden, wenn er den schweren Traum ausgeträumt hat, wieder auf, — und kommt ein anderes Mal wieder, um die Schlacht von Sempach auf's Neue durchzufechten. Man darf sich aber nicht die irrige Vorstellung machen, als ob dies an die Linie angrenzende Dorf, welches des Morgens nur siebentausend, des Abends oft über vierzigtausend Einwohner zählt, nur von der untersten Volksklasse beehrt würde, es gibt hier auch viele sehr anständige Lokale,

die von soliden Leuten besucht werden, welche ohne großen Kostenaufwand hier gute Küche und gutes Getränke finden. So viel von Lerchenfeld — für Nichtwiener. —

Weniken bereitete seinem Freunde eine Ueberraschung, indem er ihn in einen Garten führte, wo sich auch oft einige alte Bekannte aus Berlin einzufinden pflegten. Da wirklich einige zugegen waren, so begannen nun neue Begrüßungen, Weniken versprach, für seinen Freund die Zeche zu bezahlen und auch den Maler mitlaufen zu lassen, weil dieser eben an Münzen keinen Ueberfluß zu haben scheine.

Riecke wurde diesen Tag zum zweiten Male begeistert, indem er zuviel an Castaliens Quell getrunken — im Nachhausegehen bekam er, größtentheils zu sehr in's Gespräch vertieft und daher auf die Vorübergehenden nicht achtend, manchen Rippenstoß — worauf er immer die Bemerkung zu machen pflegte: es gefiele ihm hier Alles recht gut, aber es sei ein allseitiger Mangel an Bildung. Als das Trio im Brilleninstitute ankam, mußten sich Frosch und Riecke be-

quemen, auf einer Leiter in ein über einem andern Bette, und zwar auf denselben Säulen, angebrachtes Thronbett zu steigen, wie solche der Raumersparniß wegen in Schuster-, Schneider-, Schlosser- und auch anderen Instituten, welche hier mit dem simplen Namen: Werkstätten benennt werden — häufig zu finden sind.

Schon schaute der schöne Sonntagsmorgen durch die Fenster herein, das Gerassel und Lärmen der Arbeiter war zu einer Sabbatsruhe umgeschaffen, die Population Wien's glich einer belagerten Garnison, die endlich verdrossen geworden über den Feind (die Arbeit), der sie schon sechs Tage in der Festung eingeschlossen hatte, nach allen Seiten hin, bei allen Thoren hinaus, einen Ausfall machte; bei derlei kriegerischen Scenen fließt wohl auch Blut, aber nur solches, welches das abgestochene Geflügel vergießt, noch mehr aber das edle Rebenblut, und wenn man die Quantität dieses Blutvergießens betrachtet, so kann man die Wiener mit Recht ein sehr blutdürstiges Volk nennen. — Weniken hatte aber für heute nicht im Sinne, seine beiden

Gäste, denn als solche betrachtete er sie noch für diesen Sonntag (für längere Zeit wurde er durch den Uebelstand seiner Kasse von dieser kostspieligen Betrachtung abgehalten), auf's Land zu führen, sondern er beschloß, ihnen die eigentliche Stadt zu zeigen. Auf dem Wege dahin sprachen die Dreie unter Anderm auch Folgendes:

Weniken. Wenn Du willst, Riecke, so wollen wir in unsere Predigt gehen, und Du kannst bei dieser Gelegenheit gleich das protestantische Bethaus betrachten.

Riecke (der kein großes Verlangen darnach hat). Ja, aber ich denke, dann werden wir unsern Maler verlieren, der wird nicht mitgehen wollen, weil er wahrscheinlich katholisch ist.

Frosch (mit dem Pathos eines von seiner Aufklärung durch und durch Ueberzeugten). Das genirt mich nicht, aber ich mag nicht hinein gehen, weil in Euren Kirchen nichts von Kunst zu sehen ist, denn, wenn ich in was immer für eine Kirche gehe, so gehe ich nur um der Kunst willen hinein. Ihr mögt gehen, wie Ihr wollt, ich werde Euch dann abholen; sagt mir nur, bis wann ich kommen soll.

Riecke. Ach, Herr je! Ne, der meint, mir wollen ein Paar Stunden drinnen bleiben. Da ist keine Rede nich, wir wollen lieber mit ihm gehen, was meinst Du, Weniken?

Weniken (dem noch das Bischen Religion, welches er von Haus aus mitbekommen, im Herzen haftet). Sieh', Riecke, als ein guter, evangelischer Christ solltest Du doch auf die Predigt ein wenig etwas halten.

Riecke. Ich halte mich an das, was mir mein Lehrer gesagt hat, ehe ich und noch mehrere Andere die Schule verließen; er sagte: Gehen Sie in die Predigt, wenn Sie Zeit haben, wenn Sie aber keine haben, so muß es wohl auch so gut sein. Halten Sie nichts auf den Aberglauben, aber stören Sie keinen in seinen Bekenntnissen, denn das ist unangenehm. Und als der Lehrer so weit gekommen war, unterbrach ihn ein pfiffiger Junge, und fragte: Aber was soll man dhun, wenn Eener bese Weje jeht, und man kann ihm keinen Aufenthalt nich machen? — Dann, sagte der Lehrer, hat man sich in anderer Leute Sachen nicht zu mengen, und das

nennt man die Toleranz! Weißt Du nun, Weniken, was das ist: Toleranz? Das ist so viel, als: ich gehe heute in keine Predigt, und Dich geht das nichts an, und dadrum keene Feindschaft nich!

Weniken. Ich sehe, Du bist noch immer ein loser Vogel!

Frosch war zu stolz geworden, um sich in diese Angelegenheit zu mengen, er dünkte sich zu erhaben über Riecke und Weniken, als daß er sie mit seinen Grundsätzen bekannt gemacht hätte, sein einziger Grundsatz aber war der, daß er keinen hatte. Er trennte sich nun von seinen neuen Freunden, und versprach ihnen, bis um zwölf Uhr sie in ihrer Wohnung aufzusuchen; die Adresse hatte er sich gemerkt, und so war es ihm ein Leichtes sich hin zu fragen.

Frosch ging nun allein in der Stadt umher, und gelangte so auf den Graben, Stephansplatz, kam über den Peter, Hof und die Freiung, bis seine Ohren vom ungewohnten Lärm betäubt waren; er bog dann ein in die Teinfaltstraße, und kam von dort in jenen melancholischen Stadt-

theil, wo rings in den Gassen um die italienische Kirche sich eine feierliche Todtenstille verbreitet, die nur bisweilen durch einen schnell dahinrollenden Wagen unterbrochen wird; endlich ging er in die wenig besuchte Kirche hinein, und nachdem er die Frescogemälde, den bethlehemitischen Kindermord u. s. w. betrachtet hatte, setzte er sich an einen verborgenen, dunkeln Platz, theils um auszuruhen, theils auch um seinen Gedanken Audienz zu geben. Und was für Gedanken waren es, die vor seinem geistigen Auge bald wie ein Herr von Gewaffneten, bald wie Dämonen, bald wie Engel im Lichtgewande, bald wieder wie Luftspringer mit allerlei höhnischen und spottenden Geberden, vorüberzogen? Wir wollen ihn laut denken lassen: „Da bin ich nun in der großen Stadt, im großen Lärm, aber ich habe die große Freude nicht, die ich hier zu finden hoffte. Das Vertrauen auf meine Kunstfertigkeit, die ich zu haben wähnte, ist zu Boden geschmettert; denn die Leute, die ich da fahren und gehen sehe, die scheinen sich wenig mit Bewunderung der Kunst und mit Unterstützung der

Künstler abzugeben. Die Augenglasmacher, mit denen mich der Zufall zusammenführte, sind gute Kerle, sie reihen sich selber an die Künstler an, und das macht ihnen eine unschuldige Freude! Keiner hat eine Idee von großen Weltgedanken, von Philosophie! — Wie soll ich mir da in diesem Getümmel eine Bahn brechen, wie ist es möglich, sich da einen Namen zu machen? Wahrlich, ich hätte jetzt nichts gegen das Sterben! Sterben? Sein oder nicht sein, sagt Hamlet — als Knabe wäre ich gerne gestorben, da dacht' ich immer an die lieben Engel, die meine Seele in den Himmel hinauftragen werden, und da war ich so selig, wenn ich beten konnte, und jetzt? Einst hätte ich es mir zur Sünde angerechnet, wenn ich in einer Kirche andere Gedanken gehabt hätte, als fromme — und jetzt halte ich es für eine Thorheit überhaupt, etwas sogenanntes Frommes zu denken. Wann war ich aber glücklicher? Entschieden damals! Aber was beweiset dieß? Daß der Mensch im Wahne glücklicher lebt, als in der Wahrheit! Frosch, sei männlich, lasse Dich von sentimentalen Gedanken

nicht anfechten! Was gibt es Wahres in der Welt, wenn nicht Philosophie, Lebensweisheit! Ist denn ein Wesen über uns, das unsere Schicksale lenkt? Als meine Mutter starb, gab sie mir den Segen und sprach: Max, ich kann Dir nichts Anderes geben, ich habe Dich in Deiner Kindheit beten gelehrt, und will für Dich beten — auch dort! Mich bringen diese Gedanken zum Weinen, aber warum schäm' ich mich denn meiner Thränen vor mir selber? Sind sie doch nichts Anderes als die Liebe und das Zartgefühl eines Sohnes für seine dahingegangene Mutter! — Wenn ich auch jetzt zum Malen anfange, so will ich doch auch dabei lesen, der Born der Weltweisheit soll mir fortquillen aus den Schriften der Dichter und Philosophen, ich muß es zu einem System, zu einem unumstößlichen System bringen, und wahrlich, eher will ich nicht ruhen! — Ohne Gott wirst du unglücklich sein hier und dort, sagte meine Mutter, und dieselben Worte hört' ich wohl tausendmal wiederholt in Schul' und Kirche, warum hab' ich nun den Glauben verloren? Göthe, Schiller und ein Heer von

Dichtern und Philosophen haben auch nichts geglaubt, und sollten sie sich geirrt haben? Nein, nein, das wäre eine Schande des menschlichen Geistes, so große Geister können dem Irrthum nicht unterliegen! Ich meine, ich bin schon ohne Gott — und ich fühle mich auch unglücklich und elend. Diese Wahrsagung ist in Erfüllung gegangen! Sollte denn wirklich der Katechismus Wahrheiten enthalten? Ei was, ich habe mich ausgeruht, hinaus in den Lärm, in's Getümmel weg mit der Melancholie! —" Das ungefähr sind die Gedanken eines jungen Menschen, der so unglücklich war, an seinem Glauben Schiffbruch zu leiden. Er nimmt, um sich zu bestärken in seinem Wahne und in seiner Verkehrtheit, wohl große — aber immer gefallene Geister zum Vorbilde, und er will nichts davon wissen, daß zur Erkenntniß der Wahrheit der Wille erfordert wird, und daß der Ungebildete, dem wenig von den Manieren, Thorheiten und Manövern dieser Erdschollenoberfläche bekannt ist, einen bessern Willen haben kann, als der Himmel- und Erdeausmesser, als der Dichter und Büchermann,

denen es am Ende doch nur immer am meisten um das liebe Ich und um die Werthschätzung desselben vor andern Menschen zu thun ist. Er will nichts wissen und hören von den wahrhaft großen Geistern, die in der Kirche gelebt, er sträubt sich mit einem Augustinus u. v. A. Bekanntschaft zu machen, die den Unglauben und sein sophistisches Spiegelgefechte bis in die geheimsten Kammern des Herzens verfolgen, weil durch ihre Lektüre dem Ungläubigen, wenn er auch verstockt bleibt und sich nicht bekehrt, doch das Schwert des Unfriedens tief in die Seele gestoßen wird, so daß das Urtheil was ihn einst trifft, sich vollkommen rechtfertigt, weil er den Fluch des Erdenlebens, dem er durch die Erkenntniß der Wahrheit hätte entgehen können, nicht von sich wälzen wollte.

In Frosch war der unbändige Stolz eines jungen Menschen lebendig geworden, den der Zeitgeist großgezogen hat; er war ohne eigentliche Wissenschaft, denn die erbärmlichen Aphorismen, selbst der größten deutschen Dichter, welche die höchsten Angelegenheiten des Menschen in den

Zauberkreis von einigen Reimen hineinbannen wollten, können doch nur von beschränkten oder romangebildeten Köpfen für Resultate ernster Wissenschaft gehalten werden. Wenn Schiller auf die Frage, zu was für einer Religion er sich bekenne, erwiedert: Zu keiner von allen, die du mir nennst; so frage ich, was liegt darin für eine Weisheit? Das ist eine Antwort, die mir jeder Wirthshausbruder, dem es darum zu thun ist, nach seiner Meinung fesselfrei, ohne dem Firlefanz von Religion dazusteh'n, geben kann. Das Nämliche aber kann man auch von vielen andern deutschen Poeten sagen, ohne deshalb ihren Dichterruhm und ihr Dichtertalent anzutasten. Schiller hatte, wie es die Literatur über ihn in neuester Zeit gründlich nachgewiesen, zwei Perioden in seinem dichterischen Wirken: die erste des Unglaubens, die zweite einer progressiven Hinneigung zum positiven Christenthum und zur Kirche. Bei Göthe zeigt sich der Pantheismus keck und offen, er weht in schneidendem Mißton durch die Aeolsharfen seiner Lieder, und macht oft, wie ein eisiger Nordwind, die schönsten Blüthen sei-

ner Poesie erstarren. — So viel in Kürze über Dichter, ihren Einfluß auf die deutsche Jugend, und daher auch auf Frosch.

Unser Held begab sich, wie es war verabredet worden, wieder in die Wohnung seiner Freunde, und als er über die Vorstadt Laimgrube ging, schon halb taub von dem fürchterlichen Wagengelärme, wäre er bald von den Rossen eines aufgeschlagenen Reisewagens niedergetreten worden, welcher in ein Hausthor hineinfuhr, an dem er eben vorübergehen mußte. Erschrocken trat er zurück, und blickte in den Wagen, aus welchem das Gesicht einer Dame voll Staunen und Verwunderung ihn ansah — es war das Gesicht Rosa's, der Gräfin Tornasol.

Schon zu Innsbruck am Tage ihrer Vermählung hatten Rosa und ihr Gemahl von Peter gehört, daß Frosch um der Kunst willen sich nach Wien begeben habe; der Graf versprach damals seiner Braut, den talentvollen Jüngling, wenn anders sein Aufenthalt in Wien erforscht werden kann, zu unterstützen. Die Gräfin, die an der Seite ihres Gemahls in ihr prachtvolles Haus

einzog — und so eben von Innsbruck angekommen war, freute sich, das Werk der Barmherzigkeit an dem armen Jungen so bald ausüben zu können; sie hatte ihn kaum erkannt, als sie schnell den beim Kutscher sitzenden Bedienten ihm nachsandte, mit dem Bedeuten, wenn der Verfolgte Max Frosch heiße, so möge er sogleich mitkommen. Als der Bediente diese Frage an Frosch stellte, war dieser in einer sichtlichen Verwirrung — er hatte es jedoch schnell zu einem Entschluß gebracht, er sagte: Ich heiße nicht so, wer läßt darnach fragen? Der Diener erwiederte: Die Gräfin Tornasol. Frosch ging mit den Worten weiter: Ich kenne sie nicht, und habe Eile! — Kaum hatte Frosch dieß Wort ausgesprochen, als er sich eiligen Schrittes entfernte, Thränen standen in seinen Augen, halb aus Rührung und halb aus Zorn über seinen Stolz und seinen Hochmuth; bald aber beschwichtigte er sich, als ob er recht gehandelt hätte, und murmelte vor sich hin: Lieber zu Grunde gehen, als aus Gnaden leben! denn er ahnte es, daß man ihn unterstützen wolle. Rosa hatte ihrem Gemahl die schwärmerischen

Anfälle des jungen Malers mitgetheilt, und das war für den edlen Grafen nur um so mehr Aufforderung, sich zum Mäcen des verunglückten Amoroso zu machen. Frosch aber wollte nicht, und somit war's aus!

Er traf zu Gumpendorf seine Freunde, machte mit ihnen Nachmittags einen Spaziergang nach Schönbrunn, und schrieb Abends an Thomas Rund, dem er zu schreiben versprochen hatte, folgenden Brief:

Lieber Freund!

Den — Juni kam ich hier an, um da eine ziemliche Zeit meines Lebens zu verhauchen, vielleicht auch, um da zu sterben. Gutes und Schlechtes ist mir auf der Reise und auch schon während meinem eintägigen Hiersein widerfahren, kurz, ich bin zum ersten Male in die Fremde gekommen. Gesehen habe ich, daß günstige Eindrücke von außen keinen Philosophen zu bilden vermögen, und ihn, wollte er es auch sein, nicht prüfen können. Stürme müssen da wüthen, und Blitze ober seinem Haupte schwirren, und steht

er dann ruhig da, zittert er dann nicht kleinmüthig; vermag er es dann noch, seinen Frohsinn, seine Weltverachtung aufrecht zu erhalten, so gebe man ihm den wohlverdienten Namen eines Weisen. Denn nicht Jenen gebührt er, die ganze Tage und Nächte bei Büchern zubrachten, und die auf schäbigen Lumpen ihre Weisheit suchen, nicht Jenen, die mit Eselshäuten von Diplomen sich bepanzert haben, und diese Rüstung für so kraftvoll halten, wie den undurchdringlichen Schild des Achilles, nicht Jenen, die etwas erlernen, um etwas zu essen zu haben, sondern nur dem, der aus reiner Gesinnung, und bloß nur um der Weisheit willen die Wissenschaft pflegt. Und was von der Wissenschaft, das mag auch von der Kunst seine Geltung haben. Wenn ich etwas male, so werde ich es mir wohl abkaufen lassen, aber ich werde nicht malen um des Geldes willen. Lieber Rund, glaub' es mir, wenn man hier nicht bekannt ist, so ist es recht herzlich langweilig — was nützen mir die vielen Häuser und die wogende Menge, wenn ich Niemand habe, dem ich mich mittheilen

kann? Wenn Du nur künftigen Herbst kämest, um hier Deine Studien fortzusetzen — oder was noch besser wäre, den ganzen Studienquark auf die Seite zu legen und Dich der Kunst zu weihen. Du hast Geld vom Hause, bei Dir darf die Kunst nicht nach Brod gehen. Wir wollten recht gute Freunde sein, wie wir es schon lange waren, und ich weiß gewiß, Du würdest auch philosophische Weltansichten annehmen. Lasse mich wissen, wie es bei Euch zugeht, und was meine Bekannten machen. Ist Sperber noch immer so dumm? Reibt sich Morpl noch immer die Handknöchel wund, wenn er seine Lektion hersagt? Deklamirt Stiglitz noch fleißig und meint, an ihm sei ein Roscius verdorben? Wenn wer fragt, wie es mir geht, sage nur: Recht gut — im Grunde geht es mir auch nicht schlecht, und überdieß, wozu sollte man sich von den Jungen auslachen lassen? Sie würden sagen, wenn sie erfahren würden, daß es mir nicht ganz extra gehe: Geschieht ihm recht, dem Narren, warum meinte er, in Wien fliegen die gebratenen Vögel auf der Gasse herum, und warten auf ihn, bis er seinen Rachen

aufsperrt. O, die Welt ist schlecht! Grüße mir Deine Eltern und schreibe recht bald und recht viel

Deinem

Max.

Drei Wochen darauf erhielt Frosch von seinem Freunde eine Antwort; denn Rund war noch immer sein Freund, obwohl er schon lange mit seinen philosophischen Ansichten nicht harmonirte. Er hatte Gelegenheit, öfter in die Gesellschaft religiöser und wissenschaftlich gebildeter Männer zu kommen, mit denen er jederzeit frei über das sprechen konnte, was ihm am Herzen lag, und so geschah es, daß durch den Gifthauch der Zeit die schönen Blüthen geistigen Lebens an ihm nicht zerstört wurden, wie solches an einer großen Anzahl junger Leute, die sich dem Studium widmen, zu geschehen pflegt. Dieß war nun das erste Mal, daß sich Rund mit seinem Freunde brieflich unterhalten sollte, und das ist, wie bekannt, eine ganz andere Unterhaltung, als eine mündliche. Man kann das geschriebene Wort unter's Mikroskop der Kritik stellen, wie eine erhaschte Mücke, während sich das gesprochene

Wort so wenig genau und auch nach der Zeit betrachten läßt, als ein in den Lüften vorbeisegelnder Vogel. Als die Freunde sich früher besprochen, geschah es öfter, daß Max mit dem vagen, vielbedeutenden Worte Philosophie herumwarf, unter dem er nichts Anderes verstand, als alles Bestehende zu bezweifeln und zu verwerfen, damals wurde er aber von Rund ausgelacht — denn der hatte dieselben Bücher gelesen, nur mit dem Unterschiede, daß er von seinen klugen Rathgebern erfuhr, was er von ihnen und ihren Autoren zu halten habe. Diese Bemerkung dünkte uns nöthig, um folgendes Schreiben an Frosch verständlich zu machen.

Lieber Frosch!

Ich hoffte in Deinem Briefe recht viel Merkwürdiges und Lustiges von Wien zu hören, aber wie sehr hast Du mich enttäuscht. Frosch, lasse es Dich nicht verdrießen, aber ich habe Dir immer die Wahrheit gesagt, ich werde sie Dir auch jetzt wieder sagen, Du weißt wie ich Deine andern Talente achte und zu würdigen verstehe,

aber in Bezug auf Philosophie magst Du mir immerhin Deine Phrasen vortrommeln, ich halte Dich deßwegen (nota bene in dieser Beziehung) doch für einen E—. Fahre nicht durcheinander über den Gedankenstrich, und erinnere Dich, daß ich jenes verhängnißvolle Wort, welches er birgt, Dir oft in's Gesicht sagte. Ich wollte es nicht niederschreiben, weil eine Beleidigung, die für die Ohren nur momentan ist, dann für die Augen eine perpetuirliche wird. Du schimpfst über Doktoren, ich will Dir sagen warum: weil Du überall Deinen Maßstab nimmst, und das ist sicherlich nicht recht. Dem Künstler und dem Schriftsteller wird wohl ein Zeugniß irgend einer Kunst- oder Gelehrtengesellschaft wenig nützen, denn der Maler muß sich sein Kunstzeugniß selber auf der Leinwand ausstellen, der Bildhauer muß sich selber seine Monumente aus dem Stein herausschlagen, und der Autor muß sein Diplom sich selber schreiben, — aber wie Viele können nützlich und segensreich wirken, ohne daß sie Künstler oder Autoren zu sein brauchen. Der Lehrer, welcher über irgend einen Gegenstand ein

Jahr lang reden soll, muß seiner Sache gewiß sein, er muß sich daher auch prüfen lassen, um sich ein Zeugniß zu erwerben: wenn nun ein solches Zeugniß für irgend einen Menschen über eine vielgliedrige Wissenschaft mit all' ihren Nebenzweigen ausgestellt wird, was findest Du darin Arges oder Thörichtes? — Wenn auch bei solchen wissenschaftlichen Kämpfen der Oppugnirte schon wochenlang das Pflaster im Sacke herumträgt, welches er auf die Wunde pappt, die ihm von einem Opponenten verabredeter Maßen geschlagen worden, so hatte er doch schon früher manch' gefährlichen Strauß zu bestehen gehabt, bei dem er nicht wußte, woher die Hiebe kommen und wohin sie fallen werden. — Warum nennst Du die Schulstudien jetzt einen Quark, da Du sie nicht mehr betreibst? Frosch, sei nicht partheiisch, sondern unpartheiisch! Wenn Du diese Zeilen liesest, wirst Du Dir vielleicht denken: das altkluge und verständig sein sollende Zeug, was mir Rund da zusammenschreibt, hat er sich bei R — oder G — geholt; ich gebe Dir aber die Versicherung, daß es meine eigene Meinung

ist, die ich ausgesprochen habe. Doch genug der Mahnung. Hier ist Alles im Alten. Ich thue mir etwas zu Gute darauf, daß mir das kleinstädtische Treiben lächerlich vorkommt eh' ich noch das großstädtische kenne und versucht habe. Ich habe den Ruf Deiner Kunst schon anticipando unter Deinen ehemaligen Kollegen verbreitet, ich sagte, Du habest durch Deine ersten Bilder, die Du von hier mitgenommen, schon das Lob von Kennern eingeerntet; über diese Nachrichten lächelten Viele neidisch, einige sagten: Wird auch was Wahres d'ran sein! und Andere: Ei, wer hätte sich das von Frosch gedacht! Sieh' jetzt nur zu, daß Du meine Vorhersagung nicht zu Schanden machest! Vielleicht sehe ich Dich noch dieses Jahr — aber ich kann Dir nichts Gewisses versprechen. Was Deine Weltansichten anbelangt, so fürchte ich, daß sie Dich am Ende liederlich machen, ich könnte Dir über diesen Punkt mehr schreiben, aber ich hoffe, Du wirst selber zu einer besseren Einsicht gelangen. Lebe recht wohl.

Kurze Zeit darnach schrieb Frosch an Rund:

Lieber Rund!

Aus Deinem ganzen Brief hab' ich mir nur die letzte Zeilen herausgesucht; die geh'n mich an und daher sprechen sie mich auch an. Als ich zum ersten Male in die kaiserliche Gallerie im Belvedere kam, war ich die ersten paar Stunden rein zur Ruine geworden, ich war paff und zerschmettert. Ich kam mir wie ein recht elender miserabler Stümper vor, der es sein Leben zu nichts bringen wird. Du weißt, ich liebe das Ausführen, die Klarheit, ich will, daß, wenn ich eine Landschaft mache, das Bild von der Ferne und in der Nähe wirken soll, man soll es ganz von Weitem und am Ende auch mit der Loupe anschauen können. Was haben nun im klaren und naturwahren Ausführen diese Holländer geleistet. Ich bin bei Blumenstücken von Huysum, Daniel Seghers, Tilen's, van der Baren stundenlang gestanden; was der Blumenbreughel geleistet hat, hätte ich nicht für menschenmöglich gehalten, bevor ich seine Bilder gesehen. Gerade aber bei Betrachtung der Landschaften hab' ich

mein Selbstbewußtsein wieder gewonnen. Der Mensch, der ein Talent hat, braucht gerade kein Aufschneider und kein eitler Gek zu sein, wenn er beim Anschauen der Höllenbreughel, Berghem, Wouwermanns, Saftleven u. s. w. sich bei dem einen denkt: Dem will ich nachkommen, jenem will ich gleichkommen, diesen getraue ich mir auch einmal zu übertreffen. Kurz ich habe beim ersten Besuch der Gallerie völlig das Gleichgewicht verloren, ich hab' es jetzt wieder gewonnen. O wäre ich jetzt wieder in meiner lieben Heimath, in meinen Bergen, bei meinen rauschenden Bächen und bei meinen Felsenwänden! Jetzt hab' ich auf das, was ich gesehen habe, erst das Studieren, das Anschauen gelernt! Darin liegt das unendlich große, was diese Meister geleistet haben, daß sie gewissermaßen uns erst die Natur recht kennen und aufschließen lernen! Ich mache jetzt meine Naturstudien ganz anders als früher, ich hab' andere Augen bekommen! Wie groß sind diese Holländer auch im kleinen. Wenn der Blumenbreughel einen Käfer oder eine kleine Fliege gemacht hat, so hat er offenbar dabei auf die

ganze andere Welt vergessen, dieser kleine Käfer, diese Fliege war seine Welt, seine Liebe, seine Begeisterung, sein Alles; was für ein Leben, was für eine Bewegung in so einem kleinen Thierlein, man sieht es ordentlich über's Blatt laufen und die feinen Stachelhaare des Blattes wie Hindernisse überwinden. Die kleinen Insektenaugen oder eigentlich die tausend Facetten dieser Augen glänzen, die Flügel sind durchsichtig, die Hinterfüsse schleifen nach — Alles Leben und Natur. Diese wundervollen leuchtenden Thautropfen, in denen sich fast wieder, in leichten Nüancen angedeutet, der ganze Blumenstrauß abspiegelt — das Alles zeigt, wie sich der Maler nicht dachte: „Ich will schauen mit diesem Bild fertig zu werden, daß ich mir was verdiene, daß Geld in's Haus kommt" sondern im Gegentheil, daß er an gar nichts dachte, als der Natur zum Theil gleich zu werden, und wo möglich durch eine gewisse Kunstverklärung sie noch zu überholen!

Ich sage Dir, Rund, ich bin ganz in Andacht versunken, wenn ich so in der Gallerie herumgehe, und mich thäte gar nichts geniren,

als das blöde Geplausch von kritisirenden Geken, die bisweilen kommen und nicht mit dem Besitz ihres Blödsinns in ihren Hirnkasten d'rinen zufrieden sind, sondern die denselben auch ihren Begleitern und allen, die gerade in einem Saale stehen, großmüthig zu genießen geben wollen. Wie muß ich mich da zusammen nehmen, um kein Skandal zu machen; da schweben mir Heerden von Eseln, Rindern und anderem Vieh auf der Zunge und ich muß sie hinunterwürgen. Ich lauf gewöhnlich diesen kritischen Dummköpfen davon, weil der Unsinn meine Nerven angreift.

Eines tröstet mich! Wie viele dieser Meister, deren Werke jetzt hier hängen, haben auch mit Noth und Entbehrung in ihrer Jugend gerungen, wie vielen hat ihre Umgebung das Glück abgesprochen, und am Ende ist doch was aus ihnen geworden! und da denk ich mir: Frosch nicht nachlassen! fleißig sein, ausdauern! Deinem Hange nach Faullenzen nicht nachgeben! Nun wollen sehen, die Vorsätze waren bei mir alleweil die allerbesten. Leb' derweil wohl, Rund, und denk' bisweilen an den alten Freund Max.

Siebenzehntes Kapitel.

Frosch verwildert. Wie Frosch oft in's Lerchenfeld geht, und was dort für wichtige Dinge vorfallen.

Gehe nun der Klang der ungezähmten Mäuler von der Wienstadt wie er will, quacksen doch auch die grünhosende Frösch mit aufgespannter Pfundtgoschen den Himmel an, so sie nur daran ein trübes Wölkel erblicken.

Abraham a S. Clara. Merk's Wien!

Schon ist Frosch ein ganzes Jahr in Wien, und hat nach seiner Ansicht ein ganz geniales Leben geführt — er wohnte als sogenannter Bettgeher einmal hier, einmal dort, größtentheils aber um die Gegend von Neulerchenfeld herum, wo er noch recht oft mit seinen Berliner Freunden zusammenkommt, denn im Lerchenfeld ist

wohlfeiler zu zehren, als in der Stadt, und das Dorf selbst liegt knapp an der Linie; wer also keine eigene Haushaltung führt, nicht gut bei Kasse ist und nicht weit davon wohnt, der wird, wie man sich leicht denken kann, auch den zeitweiligen Besuch desselben nicht verschmähen. Bisweilen geht er auch einsam in eine Schenke, setzt sich zu irgend einem Tisch und hört das dumme Zeug an, was die Leute zusammenschwatzen, es freut ihn heimlich, daß er gescheiter ist als seine zufällige Gesellschaft, obwohl er eben nicht Ursache hätte, sich darauf etwas einzubilden. Er hat schon einige treffliche Landschaften gemalt, da er aber zu stolz war, mit einem ordentlichen Kenner oder Käufer eine Bekanntschaft anzuknüpfen, so verkaufte er sie in den Tagen der Noth und des Geldbedarfes an Bildertrödler, die ihm den zehnten Theil von dem gaben, um was sie dieselben verkauften. Oft ging Frosch auch wochenlang in den Gebirgen und Wäldern, welche in der Gegend der Residenz sind, umher, oft schlief er da unter freiem Himmel, oder in Steinhöhlen, und blieb tagelang ohne Nahrung; seine

äußere Gestaltung gewann wenig durch diese extravagante Lebensweise, denn es war im Sommer nichts Seltenes, auf seinem Haupte Moos, Holznadeln oder Blätterstiele zu sehen, und wie sollte der, welcher sich nicht die Mühe nahm, etwas zu arbeiten, um seinen Mund zu stopfen — wie sollte der sich erst um die Offenheiten seines Rockes gekümmert haben? So, mit sich selbst und mit der ganzen Welt zerfallen, innerlich und äußerlich zerrissen, trieb er öfter aus langer Weile Poesie, wie dies übrige Blätter seines Tagebuches ausweisen. Er verhöhnte sich aber dabei bisweilen selber, und züchtigte seine Faulheit, die mit Stolz im Bunde, Ursache seiner Armuth gewesen.

Fliegende Blätter aus Frosch's Tagebuch.

Die Blüthentage wollen nicht verweilen,
Dem Bächlein gleich am Rosenuferrande,
Seh' ich dem Jugendthale sie enteilen
In der Erinn'rung nebelschwere Lande.
Kein Bleiben ist für uns auf dieser Erde
Die Zeit entfliehet im gemess'nen Wallen,

Der Mensch mit ihr, sie bleibt und er muß fallen;
Es ist sein Fluch, daß er zu Staube werde.

Ich gehe gerne in die Todtenhallen,
Zu sehen, was vom Menschen übrig bleibt,
Vertraut will ich mit dem Gedanken werden:
Du wirst, wie Diese hier, zu Staub und Erden.

Lebe wohl, du süßer Mai!
Ziehe, wie die Sternenmenge,
An dem Dom der Nacht vorbei,
Höhnend meiner Klaggesänge,
Wie die Sterne sind gesunken,
Wenn die Sonne Gluthen strahlt,
Zieh'n auch meine Hoffnungsfunken
Weit von mir und leuchten kalt.

Gleichwie der leichte Stein wird schwer im Fallen,
So gibt die Uebung auch die Meisterschaft;
Und wie das Brennglas matte Sonnenstrahlen
Im Feuerbüschel sich zusammenrafft,
Daß sie auf Einen Punkt hin sengend glühen,
So kräftigt sich der Geist im eig'nen Mühen.

In der Jugend kühnem Wagen,
Spielt auch ich oft wonnetrunken
In der Zukunft Traum versunken
Mit der Freude gold'nen Tagen.
Auf der Hoffnung grünen Zweigen,
Die nie brechen, sich nur beugen
Wiegte sich der Knabe süß,
Wie ein Vogel im Paradies!
Ach, der Zweig, der brach entzwei —
Wozu nun Vogel Dein Geschrei?
Nur fort auf leichten Rüderlein!
Nur fort in blaue Lüfte,
Wüßt' ich nur grüne Zweigelein,
Wie ich da muthig schiffte!

Frosch! Frosch! mir scheint, du kommst auf keinen grünen
Zweig mehr!

Entschlummert sind schon lang der Lyra Töne,
Und wenn die Seele in Gefühlen schwebet,
So hat sie nicht zum Liede sich belebet,
Nicht zum Gesang, dem ich mich fast entwöhne!
Gibt es denn Höheres im Erdenwallen,
Als eines Sängers Hand sich überlassen,
Mit ihm zu wandern in der Vorzeit Hallen,
Mit ihm zu lieben und mit ihm zu hassen?
Der schaalen Gegenwart wird man entzogen,
Die Dichtung trägt uns fort auf Nebelwogen,

Dann kommen Zauberträume mannigfalt
Umfangend uns mit lieblicher Gewalt;
Die Flur der Phantasie wird aufgeschlossen,
Auf der der Dichtung gold'ne Blüthen sprossen,
Die Mancher höhnt in seinem dummen Stolze,
Denn Stolz und Dummheit wächst auf Einem Holze.

Bin ich nicht ein Narr und Tollhans, daß ich mich mit diesen Morgen- und Abendrötheleien, dem Bach- und Quellengewäsche abgebe, und auf Fluren- und Blumen-Bewunderung verlege, die mich nicht sättigt — nur einige Gewerbe haben etwas von der Blumensamelei, das sind die Apotheker, die Dürrkräutler und die Gärtner, denn besonders die ersten bekommen für eine papierene Düte voll dürrer Blumen mehr, als der Dichter für einen großen Druckbogen voll frischer und blühender.

Wenn Dich die Leute erzürnen,
Fliehe hinaus in den Wald,
Wohl Dir, wenn Du kannst finden
Trost für der Schmerzen Gewalt:
Hast Du unglückliche Liebe,
Klage den Bäumen Dein Leid,

Zeigen sie Dir auch kein fühlend Gesicht;
Nun — sie verlachen Dich wenigstens nicht.
Hast Du einmal ein Glück gemacht,
Oder Verdienst Dir erworben:
Gehe hinaus auf die grüne Flur,
Jauchze, verkünd einem andern Frosch Deine Freuden
Er wird zwar nichts von Deinem Jubel versteh'n,
Aber er wird Dich auch nicht beneiden.

(Schluß der Tagebuchfragmente.)

Dies führten wir an, um über den Gemüthszustand unseres Helden einigen Aufschluß zu geben; wir hätten noch mehr aus den zerstreuten Blättern aufsammeln können, wenn es uns nicht darum zu thun gewesen wäre, den Verdacht satyrischer Leser zu beseitigen, welche bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich sich der Meinung hingeben, es sei dem Autor nur darum zu thun, die fliegenden Blätter jugendlicher Poesiesünden im Schreibepulte aufzusammeln, um sie auf den Helden seiner Geschichte aufzuladen, welchen der Tadel minder schwer zu treffen vermag, als den unglücklichen Dichter selbst.

Frosch wohnte eben bei einem Seidenwebergesellen in der Kammer (denn, wie früher schon bemerkt wurde, war das Wohnungwechseln bei ihm nichts Seltenes), als Morgens neun Uhr an einem Montage der Fabrikant Falkensteiner erschien, für welchen der Geselle arbeitete; nachdem dieser sein Geschäft, welches im Nachsehen bestand, abgethan hatte, entspann sich zwischen ihm, dem Gesellen und dem Weibe desselben folgendes Gespräch.

Falkensteiner. Wie wurden diese beiden Fenstertafeln zerbrochen? Durch die Scherben, welche auf die Seide fielen, scheinen eine Menge Fäden abgeschnitten zu sein?

Das Weib. Das hat unser sauberer Kumpan von Bettherrn angestellt; er ist schon drei Wochen bei uns, und kam nie vor eilf Uhr Nachts zu Hause, gestern war nun ich und mein Mann zufälliger Weise auch fort, wir gedachten um neun Uhr zurück zu kommen, als wir erscheinen, sehen wir diese Verwüstung; da erzählt die Nachbarin, daß der Maler, um in seine Kammer zu kommen, die Fenster vom Gange

aus zerschlagen habe, und wie ein Dieb eingestiegen sei; ich stürmte sogleich in seine Kammer und fand ihn im Bette liegend, ich las ihm nun eine Weile die Leviten, und kündete ihm nun das Logis auf, er hat ohnehin noch keinen Kreuzer Miethe bezahlt, so lang er da ist — der Lump hörte mich eine Weile an, endlich aber warf er mir das runde Farbenbrettl, das er in der Nähe liegen hatte, an den Kopf, daß mir die stinkige Schmiere über's Gesicht und auf ein neues Halstuch kam; das Tuch ist rein verloren, aber ich werde ihm helfen — ich geh' zur Polizei, das brauch' ich mir nicht zu gefallen lassen.

Der Geselle. Ja, Weib, da hast Du Recht, das lassen wir uns nicht gefallen.

Falkensteiner. Könnt ihr mir vielleicht etwas sehen lassen von seiner Arbeit? Was malt er denn eigentlich?

Geselle. Landschafteln.

Das Weib. Ja, schöne Landschafteln! Das Lerchenfeld ist sein einziges Landschaftel, da sitzt er den ganzen Tag draußen, und Nachts kommt er immer bemalt heim! Das wäre eine schöne Wirthschaft!

Frosch (von innen, er liegt noch im Bette, und hat das ganze Gespräch mit angehört). Jetzt ist es Zeit, ihr loses Volk, daß ihr mich ungeschoren lass't, sonst komm' ich hinaus, und schlag' euch allen Plunder zusammen! Wenn ich eine Kammer miethe, so muß ich zu jeder Stunde freien Einzug haben. Verstanden?

Der Fabrikant, welcher sah, daß der Verunglimpfte, theils nach dem Berichte über ihn, theils auch nach seiner eigenthümlichen Redeweise zu urtheilen, ein Original sein müsse, war jetzt noch begieriger, die Arbeiten des jungen Mannes zu sehen, er trat also, den aufgebrachten Helden durch gute Worte besänftigend, in Frosch's Schlafstube, und bat ihn um die Erlaubniß, ein Paar noch nicht vollendete Bilder, die ihm sogleich in die Augen fielen, betrachten zu dürfen. Frosch, der bald sah, er habe es mit einem artigen, gewandten Manne zu thun, stimmte sich, so viel er vermochte, zur Höflichkeit, und erwiederte: Meinetwegen, schau'n Sie an, was Sie wollen.

Falkensteiner war ein Kunstkenner, er bemerkte

sogleich das entschiedene Talent seines Mannes, und beschloß bei sich, den Maler durch Unterstützung zu größerem Fleiß und zu einem geregelteren Leben zu bringen. Er fragte ihn: „Wo pflegen Sie gewöhnlich zu speisen?“ „Wenn ich Geld und Hunger habe, im nächsten besten Gasthaus, wenn es mir aber an Einem dieser Beiden fehlt, so esse ich gar nichts; übrigens muß ich gestehen, daß es mir an Geld mehr, als an Hunger mangelt.“

Wollen Sie vielleicht bei mir mit einer Hausmannskost vorlieb nehmen? Meinen Sie aber nicht, daß ich Sie dadurch miethen und abnützen will, wenn Sie für mich etwas arbeiten, so werde ich es Ihnen überdieß bezahlen.

Frosch antwortete: Das kann ich schon thun, wenn Sie erlauben, aber ich bitte um ihre Adresse. — Sie wurde ihm verabreicht, und Falkensteiner schied mit den Worten: Ich erwarte Sie also heute um zwölf Uhr.

Der Mäcen säumte nicht, seinen Schützling mit Kennern, Künstlern und Bildersammlern bekannt zu machen, über sein entschiedenes Talent

herrschte nur Eine Stimme, und er hätte Arbeit, Ehre und Verdienst mit einander bekommen, wenn er das Arbeiten nicht zu sehr gescheut hätte. Auf Zureden gab er die oft besprochene Rumpelhauser-Ansicht, welche er herrlich durchgeführt hatte, in die Kunstausstellung; schon einige Tage nach ihrer Eröffnung stand auf einem in den Rahmen geschobenen Papiere: Angekauft von Graf Tornasol.*) Ein Paar Tage darnach erhielt Frosch in einem Couverte ohne weiterer Zuschrift als seine Adresse — eine Hundert-Gulden-Banknote. Der Fabrikant bekam nun den guten Frosch durch ein Paar Monate nicht zu sehen; endlich erschien er einmal wieder, und sagte: er sehe wohl ein, daß er es nicht verdiene, unterstützt zu werden, weil er ohne eine Meldung zu machen, so lange ausgeblieben sei. Auf die Frage: Was haben Sie denn während der Zeit gemacht? gab er zur Antwort: Ich machte meine sogenannten faulen-

*) Der Preis wird der Ausstellungs-Direktion bezahlt, welche ihn dem Maler einhändigt.

zerischen Studien, d. h. ich studirte die Natur ohne den Pinsel in der Hand zu haben, denn Sie werden wissen, daß der Maler um zu arbeiten, eben nicht vor der Staffelei zu sitzen braucht. — Ich habe schon von ihren Studien vernommen, entgegnete Falkensteiner. Sie sind jetzt wahrscheinlich im Begriffe, was in Wirthshausgärten gepflanzte Roßkastanien anbelangt, alle ihre Vorgänger zu übertreffen? Frosch merkte den Tritt. Der Fabrikant hatte nämlich durch einen Zufall erfahren, daß der Maler ganze Nachmittage und Abende in Lerchenfelder-Gartenlocalen zubringe, wo er, nach seiner Aussage, die Natur studierte, wohl ohne den Pinsel, aber nicht ohne das Bierglas in der Hand zu haben. Als Frosch sah, daß es mit dem Lügen nimmer gehe, so begann er seine regelmäßigen Bierbesuche auf eine andere Weise zu entschuldigen. — Gehen Sie einmal mit mir, sprach er zu Falkensteiner, und Sie sollen Leute kennen lernen, die Ihnen gewiß einige vergnügte Abende verschaffen. — Nun gut, ward ihm zur Antwort, ich will gleich heute die Reise mit Ihnen antreten.

Frosch hatte einen großen Sinn für das Komische, Humoristische und Burleske, mochte er es unter was immer für einer Form antreffen. War er nun bei Casse, und litt eben an der Arbeitsscheu (er pflegte aber stets an dieser Krankheit zu leiden, so bald er bei Cassa war), so ergötzte er sich auch gerne am Zusehen der lebendigen ungezwungenen Komödien, welche originelle Charaktere aus dem Handwerksstande in der Scenerie eines solchen Gartens aufzuführen pflegten.

Als sie in einen von Frosch bezeichneten Garten kamen, zeigte sich ihnen alsobald ein Mann zwischen fünfzig und sechzig Jahren, ziemlich gut gekleidet, der bei einem Tische das große Wort führte; und wie der hinkende Teufel zu Madrid dem Studenten, so diente Frosch Herrn Falkensteiner als vorläufiger Erklärer. Sehen Sie, sagte er, dieser Mann ist ein Schustermeister, sein Geburtsort ist Wien, er spricht aber immer wie ein Ausländer, er diente in den Kriegsjahren als Feldwebel in einem Corps von Freiwilligen; daher kommt wohl meistens seine militärische Halt-

ung und sein kommandirendes Pathos. Leute, die ihn kennen, sind ihm zuwider, er zieht daher, sobald er in einer Schenke bekannt geworden, wie ein Zugvogel in eine andere. Sein gegenwärtiger Erwerbszweig besteht in einem ausgedehnten Pantoffelhandel (aber nicht von Originalpantoffeln, sondern von solchen, die aus zerrissenen Stiefeln adjustirt werden; man nennt dieß Handelsprodukt im Wiener Jargon: Hatschen). Von seinem Geschäfte spricht er nur, wenn er zu viel getrunken, denn dann pflegt die Wahrheit die Lüge zu verrathen. Im nüchternen Zustande läßt er sich nach Laune (von Unbekannten) gerne für einen Polizeikommissär, oder auch für einen Hauptmann in der Armee halten. Zu Hause soll er fromm sein, wie ein Lamm; er fügt sich daselbst, der Subordination gemäß, dem Kommandoworte seiner Gattin. Doch eben fängt er zu reden an; er sieht heute fast lauter Fremde an diesem Tische, dieß dient ihm als Aufforderung, tüchtig loszulegen.

Eben hatte Einer der Gesellschaft vom Schuldenmachen und Nichtbezahlen gesprochen, als ihn

der Schustermeister mit einem gewaltigen Räusperer unterbrach, und begann: Was wollen Sie, meine Herren, da hab' ich eine Gothl (Pathe), die kommt vor vierzehn Tagen zu mir, und will Geld. Ich kann meinen Bekannten nichts abschlagen, und frage kurz: wie viel? Herr Göth (der männliche Pathe), sagt sie zu mir, mit hundert Gulden, versteht sich Münz', wär' mir geholfen. Ich sage zu meinem Weib: Du Frau, mach' die Lad' auf, und gib ihr die hundert Gulden; denken Sie sich, das ist jetzt vierzehn Tage, in dieser Zeit versprach die Figur mich zu bezahlen; was geschieht? Heute kommt sie und begehrt nochmal hundert Gulden. Ich sage wieder ganz geduldig zu meinem Weib: Du Frau, die da will schon wieder hundert Gulden! Geh', mach' die Lad' auf, rechts vorne liegen die Hunderterpackeln, gib ihr ein's; aber Gothl, sagt' ich ihr, daß Sie mir nimmer um Geld kommt, denn ein Paar Mal laßt man sich so was gefallen, aber nur nicht zu oft.

Bei dieser Erzählung, wo die hundert Gulden (die offenbar ein Phantasiestück gewesen) im=

mer mit ganz besonderem Nachdrucke ausgesprochen wurden, zuckte bisweilen selbst über das Antlitz des Schustermeisters ein ungläubiges Lächeln, dieß wurde aber gewöhnlich mit einem Windstoß aus der Nase abgeleitet, worauf sich alsbald das Gesicht in ernste, strenge Falten legte. Als Einer von der Gesellschaft ein Wort über Philosophie fallen ließ, rief ihm der Schuster mit einer Stentorstimme zu: Was wollen Sie haben? Ich sage Ihnen, ich kenne die Philosophiäh, und die Ortographiäh, und die Tetzographiäh, und alle Phiäh die Sie nur haben wollen; damit kommen Sie mir nicht auf! In diesem Tone fuhr er fort, noch einige Erzählungen abzuwinden, und wenn er durch Lärmen auf Nachbartischen unterbrochen wurde, pflegte er zu rufen: Still' da, ich trinke Gulden, ich trinke nie andern, als Gulden*).

---

*) Eine im Lerchenfelde noch vor 30 Jahren ihres hohen Werthes wegen, (24 kr. C. M. oder 1 fl. W. W. die Maß) ungewöhnliche Weingattung. Die Weine werden in den gewöhnlichen Schenken mehr nach ihrem Preise, als nach der Gegend, wo sie wuchsen, genannt; denn der auf einem Tarif angegebene Preis ist etwas Gewisses, die Gegend etwas Ungewisses.

Frosch, der nun schon im Zuge war, seine eigene Liederlichkeit durch das Beobachten der Liederlichkeit oder Originalität Anderer zu entschuldigen, führte bei Gelegenheit seinen Wohlthäter auch in andere Schenken, z. B. in solche, wo Niemand hinkommt, als Bettler, und wo Jeder, der einen guten Rock oder ein honettes Aeußere hat, mit scheuen Blicken gemessen wird. Dort zählen diese gemüthlichen Leute ihren täglichen Verdienst, essen Abends Braten und trinken Wein und unterhalten sich recht gut unter einander. Wer sollte ihnen auch diese einzig vergnügte Stunde des Tages nicht gönnen? Ist es doch schon traurig genug, betteln zu müssen! Gewöhnlich sind diese Leute schlaue Füchse; erdichtete Krankheiten werden hier, wie es in andern großen Städten geschieht, selten angewendet, ein siecher, wankender Gang ausgenommen, der aber oft, wegen der zu häufig genossenen magenstärkenden Essenzen, mehr Wahrheit als Dichtung ist.

Die Schlauheit dieser Helden, welche mit der Unschuld neugeborner Kinder, die das Licht der Welt erblicken, die Hände aufthun, sobald sie

bei einer Thür hineinkommen, wird dadurch in Anspruch genommen, daß sie von der Polizei aufgegriffen und eingesperrt werden, wenn sie sich bei ihrem Gewerbe ertappen lassen. Sie pflegen daher auf der Gasse (besonders in den Vorstädten) wie Kommissionäre, oder Leute, die dringende Geschäfte haben, schnell zu gehen, ehe sie in ein Haus treten, betrachten sie die Nummer, und blicken in einen Zettel, als ob sie nachsehen wollten, ob es auch die richtige ist, und sind sie mit den Wohnparteien fertig, so suchen sie ein anderes ferneres Haus auf, aber ja nie das nächste; bei alledem ist die Eintheilung schon so getroffen, daß sich die Bewohner keines Hauses beklagen können, als ob ihnen Gelegenheit mangelte, das Werk der Barmherzigkeit auszuüben.

Auf Falkensteiner's Zureden arbeitete Frosch den Tag über, und verwendete nur den Abend zum Besuche der Lerchenfelder Originaliensammlungen, die sich von anderen Sammlungen dadurch unterscheiden, daß sie sich selber sammeln, und daß sie dem, der sie unter seinem Dache

hat, reichliche Zinsen tragen. Einmal versprach Frosch seinem großmüthigen Kostgeber, ihn mit mehreren Kunstgenossen bekannt zu machen, die er im gitterumzäunten Eldorado der Gärtnergasse aufgestöbert hatte. Wirklich fanden sich da junge Maler ein, deren wallendes Haupthaar sammt obligaten Schnurr- und Knebelbärten die Jünger der Kunst von außen bezeichnete. Nicht lange war die Gesellschaft in lebendiger Unterhaltung gesessen, als ein Paar elegant gekleidete Herren den Tisch vorübergingen, Falkensteiner machte die Maler auf Einen derselben aufmerksam, indem er ihnen halblaut zurief: Sehen Sie, der Größere von diesen Beiden ist der Dichter Crayon, wollen Sie ihn bei uns haben? Ich kenne ihn, und werd' ihn herbringen. Frosch wollte eben sagen: Wir können ohne ihn auch leben, als Crayon seinen Namen nennen gehört hatte, sich umsah, und bald Falkensteiner erkannte, mit welchem er in seinen Jugendjahren öfter zusammen kam. Ah Freund Falkensteiner, bekommt man sie auch wieder einmal zu Gesichte? Das ist schön, da heraußen muß man seine Leute suchen! — Bald

war für die neuen Ankömmlinge Platz gemacht, Crayon hatte eine große Freude, als er Frosch erkannte, warf ihm aber seinen Stolz vor, der ihn abhalte, seine wohlwollenden Tiroler Freunde zu besuchen. Als Crayon sah, wie Frosch durch diese Anrede in Verlegenheit kam, lenkte er das Gespräch bald auf etwas Anderes, so daß die Unterhaltung allgemein wurde. Der Dichter hatte sich schon für Possen, bei Phantasietrockenheit, in Gasthäusern manchen guten Einfall geholt, und das hatte auch sein heutiger Besuch beabsichtigt.

Nachdem eine Menge Schnacken vorfielen, nachdem viele Lotteriejungen, die zehn, wohl auch zwanzig Loose zu Einem Groschen, Orangen und Tabakspfeifen, Mohnkuchen und Zuckerhämmer, Hühner und Eßlöffel und andere derlei Prätiosen ausspielten, fortgeschickt waren, kam endlich eine Erscheinung ganz eigener Art, wie man sie hier wohl häufig in Kunst- und Wachskabineten, aber noch nicht auf dem Rücken herumgetragen, zu sehen bekam — nämlich ein Trommler-Automat. Ein stämmiger Bursche trug ihn auf dem Rücken,

und wählte zu seiner Production einen freien Tisch; nach seiner Versicherung war dieß ein Trommler, den die höchsten Herrschaften in ganz Europa bewunderten, und über dessen innere Maschinerie sich die Professoren aller deutschen Universitäten den Kopf zerrissen; ein Trommler der nicht nur beim Trommeln Augen und Mund bewege, sondern auch zwei Klafter lang vorwärts, und, nachdem er auf das Kommando: Rechts um! sich gedreht, wieder rückwärts gehe. Die Knaben, welche ihre Aeltern, um sie an die freie Luft zu gewöhnen, oder vielleicht auch, um sie unter ihrer eigenen Obsorge zu haben, in's Gasthaus mitnahmen, umringten bald den Wundermann, und warteten auf seine Experimente. Frosch hatte kaum von seinem Sitze aus eine Weile auf den Herrn des Trommlers gesehen, als er bei sich sagte: Meiner Treu', wenn ich ein Türke wäre, so müßte ich für den heutigen Monatstag in den Kalender schreiben: An diesem Tag ist nicht gut ausgehen, man trifft alte Bekannte, um die man eben keine Sehnsucht hat — ich will nicht Frosch heißen, wenn das nicht Wanzenberger ist; ich

will ihm nachgehen, wenn er sich aus dem Garten entfernt, und ihm meine Adresse sagen, denn gerne möchte ich mit ihm reden, aber hier würde das ein schönes Gelächter absetzen. Doch es muß ihn ja Crayon ebenfalls kennen, sollte er uns also auch sehen, was liegt daran? Kaum waren bei Frosch diese Gedanken aufgetaucht, als Wanzenberger (denn er war es wirklich) um sich zu überzeugen, ob er richtig gesehen, näher zum Tische unserer Gesellschaft schlich, ganz unbekümmert um seinen mechanischen Erwecker des Kampfmuthes, und im nächsten Augenblicke auf Frosch losstürzte, dessen Hände er mit innigem Jubel umfing. Nachdem von Seite der drei sich Kennenden, Worte der Verwunderung über ein so seltsames Begegnen gestammelt waren, ertönte ein fürchterliches Geschrei vom Tische her, auf welchem dem Maschinentamburino seine Marschroute angewiesen war, denn da sich Wanzenberger in der Bemessung derselben, (welchem Irrthum, wenn er sonst vorfiel, durch Aufheben des Automaten abgeholfen wurde) geirrt hatte, so stürzte der Trommler, zur nicht geringen Freude

der boshaften jungen Welt, über den Tisch hinab; die Trommel, auf welche er fiel, zerbrach, ein Arm war verletzt, der andern Contusionen und inneren Quetschungen gar nicht zu gedenken. Ein Befehlshaber, der seiner Mannschaft verlustig geworden, hätte keinen größeren Gram zeigen können, als Wanzenberger über seinen einzigen Soldaten, denn Mannschaften gibt es eine Menge, aber Trommler, die von allen Professoren des In- und Auslandes angestaunt werden, sind eine Rarität. Wanzenberger, der reisende Mechanikus, hatte, wie es in der Welt zu gehen pflegt, nicht allein den Schaden, er hatte auch den Spott, denn die um den hinabgefallenen Menschenaffen herumstehenden Leute ließen sich zu Aeußerungen verleiten, die keineswegs geeignet waren, das aufgeregte Gemüth Wanzenbergers zu beruhigen. Die noch nicht abgelaufene Maschine rasselte im Innern des Verunglückten fort, die Gesichtsmuskeln verzerrten sich noch, nnd die eine, nicht weggebrochene Hand schlug wie trommelnd in die Erde. Einer sagte: Seht den armen Kerl, er kann auch sterbend

von seiner Gewohnheit nicht lassen, er trommelt noch mit dem einen Arm, und schneidet seine Gesichter; ein Anderer äußerte sich: Seid doch stille, er möchte gerne was sagen, er macht den Mund auf und zu, kann aber kein Wort herausbringen. Ein Dritter meinte, es werde mit ihm bald vorüber sein, denn das Magenknurren fange schon an aufzuhören. All' diese bitteren Reden mußte Wanzenberger mit anhören, ohne den Kreis, der sich um den sterbenden Krieger gesammelt hatte, durchbrechen zu können. Als aber ein kecker Junge den Trommler mit dem Fuße umkehren wollte, da faßte Wanzenberger den Verwegenen, und schleuderte ihn mit den Worten weg: Was? Ich soll meinen Tambour wie ein todtes Vieh mit dem Fuße umdrehen lassen? Ich werde Dir helfen! Wanzenberger aber half dem Jungen nicht, sondern die andern Leute, in denen das Gefühl des beleidigten Publikums rege wurde, verbanden sich gegen Wanzenberger, und warfen ihn, den Automaten und die Trommel auf die Gasse hinaus. Hätte, bei diesen herben Schlägen des Unglücks und den nicht minder

herben einiger Fäuste, Wanzenberger keinen Trost gehabt, er wäre der Verzweiflung anheimgefallen. Frosch, der sich bald als die einzige Ursache aller Verlegenheiten seines Freundes erkannte, eilte diesem auf die Gasse nach, und überließ es Crayon, der Gesellschaft eine Erklärung seines Benehmens zu geben. Crayon hatte dieser Vorfall interessirt, er eilte auch zu dem Unglücksmann, und versprach ihm, die Reparaturkosten seines zerbrochenen Tambours zu übernehmen, aber er müsse ihn dafür morgen besuchen, um zu erzählen, auf was für eine Weise er nach Wien gekommen. Wanzenberger nahm halb weinend die Adresse, und versprach Alles. Er bedankte sich, Frosch aber half ihm, die Fragmente des Tambours zu einem Uhrmacher zu tragen, der den Schaden der Maschine ausbessern sollte, das Andere könne dann einem geschickten Tischler oder Drechsler überlassen werden. Wanzenberger mußte nun erzählen, was ihn bewogen, in dieser Eigenschaft nach Wien zu kommen. Er erzählte eine Weile, unterbrach sich aber bald selber, indem er Frosch auf sein Tagebuch hinwies. Du

hast mir einmal zu Innsbruck gesagt, daß es nicht übel sei, die Erlebnisse und Gedanken des Tages aufzuschreiben, und daß man so eine Schrift ein Tagebuch nenne; ich habe eines geschrieben, und wenn Du es lesen willst, wirst Du darinnen Alles finden. Nachdem der Tambour dem Uhrmacher, als Arzt seiner inneren Krankheiten, übergeben war, führte er den Freund in seine Kammer, und trug ihm an, die Schlafstelle mit ihm zu theilen; Wanzenberger schlief schon, als Frosch das Tagebuch noch durchblätterte, welches der treue Gefährte seines Schreibers war, und sich an der Einfalt des Styles und der Gedanken ergötzte. Am andern Morgen führte Frosch seinen Freund zur Wohnung Crayons, ohne mit ihm in dieselbe zu gehen, und trug ihm auf, sein Tagebuch dem Dichter lesen zu lassen; Wanzenberger wollte nicht recht, und machte die Einwendung, es stehe viel darin, was nicht alle Leute zu wissen brauchen, und Crayon werde ihn auslachen. Nein, sagte Frosch, das wird er nicht, ich versichere Dich; er wird vielmehr eine große Freude

darüber haben. Ein Theil des Wanzenberger'schen Tagebuches soll nun auch hier angeführt werden, vielleicht finden sich auch unter den Lesern einige Crayons, die eine große, vielleicht aber auch einige Nicht-Crayons, die eine kleine oder gar keine Freude daran haben.

Wenn übrigens Jemand behaupten wollte, die ersten zwei Silben im Namen Wanzenbergers seien eine geschmacklose Erfindung, denn Niemand werde es dulden, nach diesem feindseligen Insekt sich benennen zu lassen, der kaufe sich gefälligst die: Praktische deutsche Sprachlehre für Volksschulen von Wanzenried. Zweite Auflage. Bern. Heuberger 1863. Herr Wanzenried ist ein geachteter, geschickter Lehrer und schämt sich seines Namens auch nicht, warum sollte sich Wanzenberger schämen?

Achtzehntes Kapitel.

Ein Stück aus Wanzenberger's Diarium und Leben. Etwas über die Bretter, die die Welt bedeuten.

Ich hatte die Absicht, daß es Niemand erfahren solle.
Boz: Barnaby Rudge 41. Kap.

Rumpelhausen. Das ist doch im Frühjahr eine wahre Passion, wenn ein schöner Tag ist! Ich wollte schon lange das Tagebuch anfangen, aber fiel mir denn je etwas Gescheites ein, außer das vom Frühjahr? Nun, wenn man nur einmal was angefangen hat, ein Wort gibt das andere. Wie vor meinem Fenster die Vögel auf den Zweigen herumtanzen, und wie

sie Einen so freundlich ansehen, das Köpflein schelmisch nach der Seite gehalten! Es gibt doch unter den Viehern gescheitere und dummere, wie das bei den Leuten ist. Manche Leute sagen von manchem Vieh: Das Vieh ist so gescheidt, als wie ein Mensch — aber ich halte nichts auf solche Reden, sie sind eine Eselei. Ich hab' noch kein Vieh etwas Gutes thun sehen aus freiem Willen, und ein Hund ist lieber in einer Küche, als in einer Kirche. Es gibt aber auch sehr gute Leute. Husch! jetzt haben sich die Vögel von meinem Fenster fortgemacht! Als Bube habe ich mir oft Flügel gewünscht, möchte auch jetzt noch welche haben, möchte aber doch kein Vogel sein. Wenn ich in der Früh Vater unser sage, so weiß ich doch, was das heißt, und der, zu dem ich's sage, glaub' ich, der weiß es auch. Der Vogel mag aber noch so schön singen, was weiß er davon? Die Orgel wird von zwei Seiten getreten, und von einer mit den Fingern gedrückt, und dann fängt sie erst an zu schnauben, und in die Posaune muß ich blasen mit Leibesgewalt, und wenn ich nun orgle oder po-

saune, so will ich gelobt sein, der blaset und tritt, aber nicht das, was geblasen und getreten wird. So mein' ich auch, daß der Vogel nichts Anderes ist, als ein Flötenwerk, das der Herrgott gemacht hat um des Menschen willen — was nützet aber die Orgel, wenn sie allein geht, und keine Leute da sind zum Singen? Und was nützt es, wenn alle die kleinen Pfeiflein, deren ein jedes seinen Blasebalg in der Brust trägt, auf der Baumorgel musiziren, und die Leute unten, statt nach Kräften lobzusingen, einander hassen und verfolgen? Ist das nicht eine Lumperei? — Sieh' doch, jetzt habe ich schon eine Menge geschrieben, und nachdem ich's gelesen, sehe ich, daß ich doch nicht so dumm sein muß, wie mich der Stifel immer gern machen möchte. Der Stifel ist ein Galgenvogel, er thut mir Alles zu Fleiß, und wenn es nicht hieße: vergib uns, wie auch wir vergeben, so könnt ich ihm alle Teufel auf den Hals wünschen. —

Haus- und Mausmittel. Gries mit Arsenik angemacht, wird von Mäusen und Ratten gerne gefressen, krepiren auch bald darauf —

soll aber kein Brunnen in der Nähe sein, weil sie bisweilen schon das Wasser vergiftet haben.

Gummi arabicum ist gut in die Dinte, daß sie glänzend wird, aber nicht zu viel; Zucker macht schmierig. Der Stifel sagte heute: er sei von der Natur zu etwas Anderem berufen, als zu einem Schreiber, er wolle nach Wien gehen, und dort sein Glück probiren; er soll gehen, kräht ihm kein Hahn nach! — Heute mit einem Bauer disputirt, weil er sagte, ich habe eine Dummheit in's Protokoll geschrieben — kann wohl sein, aber das sollen sich die Bauern denken, und nicht sagen. Wo bleibt denn der Respekt? Uebrigens war ich heute mit mir sehr zufrieden.

Den — Mai.

Stifel hat die Herrschaft betrogen; ich war immer der Meinung, daß er ein Hallunke sei; Herr Gubel rieth ihm, er solle seinen Entlaß begehren, sonst müsse er ihn fortjagen. Stifel hat das gethan. Ich weiß aber die ganze Geschichte, will sie aber nicht weiter sagen, Stifel wird sich vielleicht diese Lektion merken, und ich

will ihm keinen Schaden bringen. Morgen geht er fort, er geht nach Wien. Soll ich denn gar nichts mehr in der Welt sehen? Der Kerl macht vielleicht dort sein Glück, weil er ein Schelm ist, und ich bleibe mit meiner alten Ehrlichkeit hocken, und verbrauche die eine Hälfte meines Geldes auf Gewand und Bier, und die andere für meine Mutter.

Den —

Der Mann mit dem venetianischen Pimperlspiel (wahrscheinlich Policinell) verzehrte mit Weib und Kind im Wirthshause so viel, daß er die Zeche nicht bezahlen konnte, er wollte dem Wirth die Kreide ersparen und durchgehen, vergaß aber den hölzernen angezogenen Tambour; der Mann wird nimmer kommen, weil er das Einsperren fürchtet, ich kaufte vom Wirth den Tambour um fünf Gulden, und habe damit eine Idee, — was ist es doch schönes, wenn man eine Idee hat! Manche Leute haben gar keine, nicht einmal von ihrer Dummheit.

Ich habe die Erlaubniß nach Wien zu gehen, weil es in der Kanzlei jetzt nicht viel zu thun

gibt, und der neue Schreiber sehr brav ist. Fünfzig Gulden hab' ich zusammengespart. Wird wohl nicht hinreichen — aber ich habe eine Idee. Morgen geht eine Haferfuhr nach Innsbruck, da schick' ich den Tambour mit, ich sagte, ich wolle ihn in Innsbruck verkaufen, aber 's ist nicht wahr; habe also gelogen, war auch nicht recht, aber das bischen Lügen macht nichts, ich sage doch meistens die Wahrheit. Heute ließ ich schon die Stiefelsohlen ganz mit Nägel beschlagen; der Schuster sagte, sie sehen jetzt aus, wie der Stock im Eisen in Wien, und fügte noch hinzu, wenn ich hinkomme, werde ich sehen, was der Stockimeisen ist.

Innsbruck. Der gnädige Herr Fabius gab mir eine Zehnerbanknote zur Reise, und sagte, ich solle gesund wiederkommen. Ein guter, rarer Mann, ich hab' ihn recht gern; sagte auch, ich könne in Wien seine Tochter besuchen, vielleicht kriege ich dort auch was.

Hall. Meiner Mutter und Schwester vierzig Gulden gegeben. — Wenn ich einige Meilen von Hall weg bin, lasse ich den Tambour für

Geld sehen: Was liegt daran? Es ist nicht unehrlich, ich kann vielleicht dabei noch etwas ersparen. Ich will auch sagen, so oft ich ihn trommeln lasse, daß alle Professoren von Deutschland nicht wissen, wie diese Maschine beschaffen ist, so sagte auch der Pimperlgespielmann, und ich denke, es ist keine Lüge, denn schwerlich hat ein Professor schon meinen Tambour gesehen.

In Rattenburg ließ ich den Tambour zum ersten Mal trommeln, und sammelte dreißig Kreuzer — was will ich mehr haben? Mir wurde übel, der Wirth gab mir eine Lebensessenz, und jetzt bin ich wieder gesund; wäre wahrscheinlich von freien Stücken auch besser geworden. Der Wirth lieh mir das Rezept zum Abschreiben: Aloe ein Loth, Saffran, Baldrian, Blutwurz, ein Quentchen von jedem, Rhebarbara, Zitwerwurz, ein halbes Quentchen von jedem, eine Maß Spiritus recht untereinander gerüttelt, hilft in allen Krankheiten, nur — in der letzten nicht.

Salzburg. Das Geschäft geht gut, ich habe schon zwei Gulden erspart, und dabei für das

Sammelgeld gelebt. Das ist eine schöne Stadt. Das Glockenspiel bei der Hauptwache geht recht hübsch.

In Salzburg oben. Das heißen sie Hohensalzburg dann Mönchsberg und Nonnberg, je nachdem, aber alles in der Höhe und unten liegt die Stadt und ein gutes Stück Land! Kurios, also das ist die Stadt, von der ich in einem Geschichtsbuch zu Rumpelhausen so viel gelesen hab von Krieg und Schlachten und Eroberungen und Feierlichkeiten und fremden Fürsten, die daher gekommen sind und sich bei den Herzögen von Salzburg, die nebenbei auch Erzbischöfe waren, so gut unterhalten haben. Schön ist die Welt, wenn man da so heroben steht und hinunterschaut; das Wasser, die Berge, die Felsen, die Häuser, die Kirchen, die Bäume, die Wiesen, hinten die Schneeberge und alles so licht auf allen Mauern und auf allen Kuppeln und Thürmen, und wieder in jedem kleinen Bach und auf jedem Grashalm funkelt der Sonnenschein!

Wie viel Fürsten haben sich da auch gefreut wie ich, und wie viele Generäle und Kriegsobersten und Hauptleute haben da schon vertheidigt

und belagert, und wo sind alle? Alles pfutsch! Alles fort! Alle Federbuschen von ihren goldenen Helmen im Mist, wo dieselbigen zuerst der Hahn auch ganz stolz an seinem Hintertheil herumgetragen hat — und die sie dann eben so stolz damit auf ihren goldblechernen Helmen herumgezogen, wie der Hahn auf dem Mist, und die Obristen und Hauptleute und die vielen tausend Soldaten, die da wie oft aufgezogen sind und Parade gemacht haben — Alles Pfutsch! Und wie viele tausend Trommler werden da schon getrommelt haben — und jetzt steh' ich da — alle sind weg, alle haben sie ausgetrommelt — und ich behaupte den Platz mit meinem Trommler in der Kraxen auf dem Buckel — von dem alle Professoren von ganz Deutschland nicht wissen, wie er innerlich beschaffen ist.

Ich bin ein armer Teufel, aber ich bin gesund und gute Augen hab ich auch im Kopf, und was ich da von der Welt seh', das gefällt mir so gut wie einem andern, der ein Millionär ist — denn der kann in seine Augen auch nicht um Einen Berg, um Einen Baum, ja nicht um Einen

Grashalm mehr hinein bringen, als ich; und wer weiß, ob er mir nicht viel hundert Gulden gäbe, wenn er mir meinen Hunger, den ich immer hab, und meinen guten Appetit, der der Zwillingsbruder des Hungers ist, und meine Gesundheit abkaufen könnt! Zufrieden muß man sein, und wenn man zufrieden ist, soll' man seinem Herrgott dafür danken.

Bin ich nicht auch ein Kriegsoberster, und ist mein Trommler nicht der brävste Kerl von der Welt. Wenn ich die Maschine in seinem Bauch aufzieh', so geht er, und wenn das Uhrwerk abgelaufen ist, so bleibt er wieder stehen, kosten thut er auch nichts, im Gegentheil, er verdient mir mein Brod — und wie ist er genügsam, wenn ich ihm alle 14 Tage einige Tropfen Oel als Futter in seine eisernen und messingenen Eingeweide hineinstreich mit einer kleinen Hühnerfeder, so trommelt er wieder geschwind darauf los, und dreht den Kopf rechts und links, und klappert mit seinem Maul den Takt zu seiner Musik, daß alle Welt an ihm seine Freude hat. Fehlt ihm gerad' eine Kleinigkeit, so trag ich ihn

geschwind in's Garnisonsspital, will sagen: zu einem Uhrendoktor; der aber ein gescheiter Kerl sein muß, denn jeder kann mit dieser feinen Maschine auch nicht umgeh'n! Wenn ich diesen guten Kerl nicht hätt', so wär für mich kein Weiterkommens in der Welt, er flickt mich durch von einer Station auf die andere. Es ist ein wahres Glück, daß die Leute an Maschinenmenschen eine viel größere Freude haben, als an wirklichen.

In die Kirche am Nonnberg hinein gegangen, alles uralt, die Mauern, die Fenster, die schönen Heiligen aus Holz geschnitzt, und die Klosterfrauen hab ich gerade singen gehört. Es muß doch auch Leute geben, die es den andern Leuten zeigen, daß in der Welt nicht viel aufzustecken ist, daß es gar nicht der Mühe werth ist, sich anzustrengen, um sich da in dieser schäbigen Welt ein warmes Nest herzurichten, ein Haus zu bauen, eine Familie zu begründen, einen eigenen Herd zu haben; was nimmt man da auch mit vom ganzen Plunder; diese Paläste da drunten und diese Häuser und diese Wiesen, die haben schon viel hundert mal ihre Hausherrn und ihre Be-

sitzer gewechselt und werden sie noch viel hundert mal wechseln, und da soll es nun allen diesen Besitzern recht eindringlich gezeigt werden, wie der Mensch an allen diesen Dingen keine standhafte Freude haben kann, die Steinhaufen bleiben und die Wiesen und die Aecker bleiben, und gerade der Mensch der bleibt nicht — der muß fort, und wenn er mit seinen Krampeln (Krallen) auch noch so fest halten möcht' an seinem Haus und an seinen Kronenthalern, nutzt nichts, er wird hinaus gefeuert!

Nur was man unserm Herrgott zu lieb gethan hat, das hat einen Bestand für die Ewigkeit! Wenn nun diese Frauen unsern Herrgott zu lieb der Welt den Rücken gekehrt haben, und in ihren Zellen aushalten, genährt vom Gottesfrieden, so ist jede Zelle wie eine Laterne, und das ganze Kloster wie ein Kronenleuchter mit vielen Lichtern, und diese Lichter leuchten im ganzen Umkreis des Landes in die armen Menschenherzen, die der Neid verfinstert hat — die die Reichen um ihre schäbigen Schätze, die sie ohnedieß nur von heut auf morgen zu leihen bekom-

men — beneiden, und durch diese Lichter wird die Finsterniß des Neides aus den Herzen hinausgetrieben, und der Arme denkt sich: Haben die freiwillig Armuth und Entsagung gewählt, und tragen sie nun ihr Loos um Gottes willen in der Hoffnung auf eine lichte bessere Zukunft, nun so wollen auch wir das, was uns die Noth auferlegt hat, in Gehorsam tragen und in Ergebung; dann ist es so viel als ob wir's selber gewählt hätten, und die ewige Barmherzigkeit wird uns einst auch das hundertfältig zu vergüten wissen, was wir hier in der vorübergehenden Zeit des Lebens in Geduld und Gott zu Liebe entbehrt haben.

Darum haben auch die ärmsten Leut' zu den armen Kapuzinern und Franziskanern ihr Zutrauen und an ihnen ihre Freude, und ich auch.

Da drüben auf dem Kapuzinerberg ist ein Geschwisterkind von mir als Frater, ich werd' ihn Morgen heimsuchen, wird sich wundern, wenn er mich sieht mit meinem Trommler, ich hab ihn seit vierzehn Jahren nicht mehr geseh'n!

Also das da drüben ist der famose Unters-

berg, von dem ich schon als Bub die schöne Beschreibung gelesen hab, wie mitten im Berg drinen Kaiser Karl der Große sitzt — und alleweil wartet, ich weiß nicht mehr auf was. Was haben die Leute schon für Lügen und für Unsinn in den Bücheln zusammendrucken lassen, wird doch immer wieder gedruckt und wieder gekauft und wieder gelesen. Hab das Büchel ausgeliehen und nicht mehr bekommen, man soll keine Bücheln ausleihen, kein Mensch bringt was zurück. Vorn war ein Bild, da ist der Kaiser Karl bei einem steinernen Tisch so freundlich dagesessen wie ein Stammgast, der sich gerade mit den ersten zwei Krügeln den ersten Durst gelöscht hat. Die Füß hat er unter dem Tisch ausgestreckt, so daß auf seine Stiefelabsätze gestellt, die Fußsohlen geradewegs in die Luft schauten. Unten stand: „Gedruckt in diesem Jahr. Linz. Mit Zwirnerischen Schriften.“ Recht Schade um das Büchel; doch vielleicht ist es in Linz noch zu kriegen.

Herunten in Salzburg. Da werd' ich schon noch ein Paar Tage bleiben. Im Garten beim Stiegelbräu, wo die Salzburger alle Abend

Bier trinken und ihre schöne Stadt anschauen, die drunten zu ihren Füßen liegt, allein fünfzig Kreuzer eingenommen für den Trommler; beim Gabelbräu dreißig; es geht recht gut.

Und wenn's dem Tambour recht herumknurrt im Magen, wenn die Maschinerie rasselt und die Räder durcheinander sausen, das kommt diesen Bierjockeln spassig vor, sie lachen mich und den Tambour aus, geben aber doch bei jedem Tisch ein paar Kreuzer her, sollen lachen, wie sie wollen, wer zuletzt lacht, lacht am besten. Heut' hab ich auch die schönen Gottesäcker angeschaut, den Sebastiansfreydhof, wo in der Kirche nebenan der Theophrastus Parazelsus begraben liegt, der Professor der Medizin war, und wahrscheinlich einer Menge von Leuten geholfen hat. Am besten hat mir noch die Inschrift auf dem Grab eines Bergraths gefallen, die auf einem schwarzen Marbelstein steht, sie heißt: „Des Bergraths Reisigels letzte Grubenfarth 1816.“ — Das ist halt ja ein kurioses Bergwerk, in das wir alle miteinander, aber nacheinander hinabfahren müssen: muß aufrichtig sagen, macht mir keine große Freud',

wenn ich daran denk', eine verzwickte Geschichte, das Sterben!

Wie sehr hat mir der Springbrunnen auf dem Domplatz gefallen. Vier nackte Riesen geben sich eine erschreckliche Müh' eine unbändige Schüssel aus Marmor zu halten, diese Mander sind natürlich auch aus Marbel, aber ihren Gesichtern sieht man es an, was ihnen das Halten dieses Gewichtes für eine Mühe macht, und wie Jeder schon fürchtet, es wird ihm sein Genick kosten. Und oben springt das Wasser hoch hinauf, was Abends beim Mondschein gar schön anzuschauen ist.

Auf dem Kapuzinerberg. Hinaufgestiegen. Vorüber an den Kreuzwegstationen, da kommt man immer höher hinauf, zuerst über die kleinern dann über die größern Häuser, dann über die Rauchfänge, am Ende über die Kirchthürme, es wird immer lichter und heller. Bei der Pforte angeläutet und um den Frater Arkadius gefragt, geboren aus Hall. Der Pfortner führte mich zu ihm, er war eben im Garten und arbeitete herum an allerhand Sallatköpfen. Ich sagt

ihm wer ich sei: Ah du bist's, entgegnete der Frater Arkadius (er ist ein gelernter Schreiner von Haus aus) lieber Vetter, haben sie Dich auch herausgejagt aus unserm Tirolerlandl; und was hast Du denn in der Kraxen; mir scheint gar, Du gehst mit einem Affen hausiren und laßt ihn seine Künst' machen, wie die Wälischen, die dann und wann mit allerhand solchen Viehern über die Tauern herüberkommen.

Da irrst Du Dich, lieber Vetter, sagte ich dem Bruder Arkadius und zeigte ihm meine Kunstmaschine, worüber er erst recht zu lachen anfing; denn bei den Kapuzinern ist selten einer, der schlecht aufgelegt wär', die haben zumeist einen fröhlichen Humor — zu verlieren haben sie nichts, zu gewinnen haben sie auch nichts, was ihnen gute Leute zuschleppen, davon leben sie. Der Arkadius ist jetzt Sakristan und Gärtner. Am Morgen muß er die Sakristei besorgen und Nachmittag bastelt er im Garten herum. Ich fragte ihn, woher es eigentlich kommt, daß die Kapuziner immer einen guten Humor haben; wie ich es auch in unserm Tirol schon oft be=

merkt habe. Der Vetter antwortete mir: Weißt was, das ist das Erbtheil vom heiligen Franziskus, der war auch bei Wasser und Brod immer fröhlich und voll Heiterkeit, und so lang die Kapuziner mit ihrer Armuth zufrieden sind, so lang sind sie auch wahre Herren in der Welt! Aber weißt noch was, jetzt stell' deinen Maschinensoldat in meine Zelle, denn mit der Kraxen auf dem Bukel mag ich dich nicht zum Quardian führen; kannst heut' da essen, kriegst nichts besonderes, aber satt kannst schon werden.

Da hab ich nun in dem Refektorium gegessen an der Seite meines Vetters; hätte fast Lust, auch so ein Frater zu werden; aber in mir steckt jetzt schon der Wandergeist d'rin. Ich thät's wahrscheinlich nimmer aushalten.

Recht arme Teufel sind diese Kapuziner schon, ich glaub' nicht, daß es einen gröberen Loden gibt als den, von welchem ihre Kutten zusammengeflickt sind, keiner hat einen Ofen in seiner Zelle, die vier Schritt lang und vier Schritt breit ist. Vom Refektorium, wo sie essen, sieht man allerhand Löcher in der Holzdecke oben, die sind vier-

eckig, und ober diesem Refektorium sind auch die Zellen, in jeder Zelle geht ein solcher hölzerner viereckiger Rauchfang hinauf, wird es nun dem Kapuziner gar zu kalt, so thut er den Deckel weg, der auf dem Rauchfang liegt, und er bekommt alles miteinander vom Ofen unten und vom Sauerkraut in seine Stube hinein. Anfangs hab ich gemeint es könne schon nichts mehr Schöners geben als Hall, wo ich geboren bin, dann hab ich gemeint, es kann nichts mehr Schöners geben als Innsbruck, und wenn ich jetzt da vom Kapuzinergarten dieses Salzburg anschau', da meine ich ist es aus. Jetzt werd' ich wohl schon das Allerschönste gesehen haben. Nach dem Essen auf einem Tisch im Refektorium den Tambour trommeln lassen — haben auch gelacht die Kapuziner, und Einer hat gesagt: da sieht man, was diese Haller für feine abgewichste Kerl sind, wenn einer sein Glück in der Fremde machen will, nimmt er alles Mögliche zur Hülf. Ein anderer sagte, den Tambour könnt' ihr gleich dalassen und vor die Thür eures Vetters stellen, daß er

ihn am Morgen auftrommelt, denn der ist kein großer Freund vom Aufstehen.

Ich habe von Arkadius Abschied genommen und er hat mir viel Glück auf meiner Reise gewunschen.

Im St. Peterkeller gewesen. Im kleinen Höfel, wo die Weinbeißer von Salzburg am Abend beisammensitzen, den Tambour spielen lassen. Fünfzehn Kreuzer bekommen.

Auch ein Seitl alten Oestreicher probirt. Ist schon eine Pracht, dieser Wein. Warum soll man sich nicht dann und wann einen guten Tag anthun? Sünd' ist's keine, und Schand' auch nicht. Sind recht vornehme Herrn dagesessen und sehr solid, kein Lärm und Geschrei.

Auch im St. Petersfreydhof die Kirche vom heiligen Maximin angeschaut, ganz im Felsen drinnen. Auch das Thor angeschaut und durchgegangen, was in einen langen, langen Felsen hineingehauen ist! Kurios, was doch der Mensch alles zuwege bringt, wenn er sich's nur einmal in den Kopf gesetzt hat! Dann heißt's aber auch nicht nachgeben um keinen Preis! Felsen gibt's da schon genug. Hohe Häuser mit drei und vier

Stöcken stehen an den Steinmauern, die oft drei Mal so hoch sind als die Häuser, als wenn sie mit Schusterpapp angepickt wären. Das ist schon wahr: Wer hinter dem Ofen hocken bleibt, der sieht nichts. Ich bild' mir jetzt schon ordentlich was ein, daß ich so viel geseh'n hab, und was gäbe es noch Alles zu seh'n! Nachmittag wird durch die Allee, die aus Bäumen von allen Gattungen aus der ganzen Welt zusammengesetzt ist, wie mir gestern Einer gesagt hat, nach Hellbronn gegangen zu den Wasserkünsten.

Hellbronner Garten. Was man doch in der Welt Alles sieht! Einen künstlichen Regenbogen vor einem großen Thor, von vielen tausend Röhrlen Wasser, eine Krone, die vom Wasserstrahl langsam über eine Klafter in die Höhe gehoben wird, und wieder auf ihren Platz herabfällt u. s. w., (hier folgt noch eine weitläufige Beschreibung aller andern Wasserwerke). Das Sonderbare ist, daß das Wasser manchmal von allen Seiten kommt, es trifft aber immer nur arme gemeine Leut', auch ich wurde tüchtig angespritzt — wahrscheinlich denkt sich der Was=

sermann, der diese Sachen zeigt, daß es dem schlechten Gewand nichts schadet, wenn es naß wird. —

Als Crayon diese Stelle gelesen hatte, öffnete er selbstgefällig lächelnd einen Schrank, und zog daraus ein altes Reisejournal hervor, um das, was er einst über den Hellbronner Garten schrieb, mit den einfachen Berichten Wanzenberger's zu vergleichen. Er las über die Regenbogenpforte:

„Plötzlich wurde aus dem Gewölbe und den Wänden der Steinpforte eine Flur von Silberlilien hervorgezaubert. Der siebenfarbige Strahl des Regenbogens wiegte sich auf der emporstrebenden Perlenfluth der Gewässer, die aus ihren tausend Röhren wie Blumenstengel auftauchten, um vom Sonnenglanz geküßt in flammige Blüthen aus einander zu stieben, die wie Straußfedern auf- und niederwogten.

Ueber die Krone:

Der Brunnenmeister öffnet wie mit einer Lanzette den Arm des Felsens, daß, gleich dem Blut, die aufsteigende Wasserlohe hoch emporspringt, und eine schwebende Krone in die Höhe

trägt, um deren Rand die sinkenden Perlen wie ein straff angezogener Schleier, eine Glocke bilden — nach und nach schwächt sich der Wasserstrahl wieder, und die Krone senkt sich langsam auf den Stein, wie auf ein Sammtpfühl, herab."

Hier wollen wir das Tagebuch Wanzenberger's unterbrechen, indem es minder interessante Artikel enthält, nur einige Stellen über Wien mögen hier noch ihren Platz finden.

Wien. Nun hab' ich einmal diese Stadt gesehen! Was ist das für ein Lärmen und Fahren und Rennen; da sieht man Niemand eines mäßigen Schrittes gehen, sondern die Leute laufen alle, wie die Narren, mögen wohl auch manche darunter sein. Da könnt' ich lange warten, bis mir Stifel oder meines Herren Tochter, die Marquisin, begegnet, wäre mir auch noch gar nicht erwünscht — denn sie würde mir gewiß ein Zimmer und gut zu essen geben, aber ich könnte dabei nicht den Tambourn hausiren tragen, und also auch für meine Mutter nichts ersparen. Wer könnte das Alles schreiben, was man hier sieht. Was gibt es da für reißende Thiere im

Naturalienkabinete, und was für eine Menge Helden im Zeughause, aber versteht sich, Alles nur ausgestopft. Was es hier für schlechte Hallunken gibt, davon macht sich kein Mensch einen Begriff; alle Tage wird gestohlen, geraubt und umgebracht nach der Noten. In den Zeitungen gibt es aber auch alle Tage Diebsgeschichten und Galgengeschichten, Mordgeschichten und Betrugsgeschichten — bei uns in Tirol hat unser seliger Vater und auch die andern Männer ihren Kindern am Abend etwas aus den Heiligengeschichten oder aus andern guten Exempelbüchern vorgelesen, und trotzdem ist es passirt, daß manchmal auch ein Tiroler ein recht schlechter Hallunk geworden ist. Was soll denn nun erst in einer Stadt geschehen, wo alle Tage statt der Legende eine Menge von Galgenvögeln als Musterbilder aufgestellt werden. Ich meine, das wird für die Länge der Zeit nicht gut thun, da kann noch eine schöne Stänkerei herauskommen. Hier heißt es, die Taschen immer fleißig zugeknöpft haben, keinem sagen, daß man ein Geld hat, und ausleihen schon gar nichts, denn es ist

schon ganz aus der Mode etwas zurückzubezahlen. Wenn einer, der was ausgeliehen hat, sein Geld wieder zurückhaben will, da kann er schöne Grobheiten einstecken. Ich bin noch nicht lange da, aber ich bin schon fein geworden, ich sitz' so bald keinem auf. Je schöner mir so ein Kerl vorschwatzt und je mehr er mich lobt und mir sagt: daß ich so gescheit bin, und daß ich so viel Einsicht haben werde, und daß ich mich auf ihn vollkommen verlassen kann, und daß er mir das alles auf seine Ehre sagt, da mach' ich immer bei jedem neuen Stückel, was er mir vorpfeift, einen neuen Knopf zu bis der ganze Rock auf und auf zugeknöpft ist! und dabei denk' ich mir: Du kannst lange reden, wer den Wanzenberger für einen dummen Kerl anschaut — der irrt sich! Mich haben sie nur ein paar Mal erwischt; das Lehrgeld muß am Ende jeder zahlen, aber jetzt kriegt mich keiner mehr daran. Vormittag wird immer herumgegangen und die Stadt angeschaut, Nachmittags geht es mit dem Tambour. Das ist auch nicht so leicht, als man glaubt, man muß sich da für seine paar Kreuzer eine Menge ge-

fallen lassen, schweigen und sein Theil dabei denken. Ich denk' mir immer: Wer weiß es denn auch, daß du der Wanzenberger bist, kennt dich ja kein Mensch.

Ich muß das Alles meiner Mutter schreiben, was wird die für Augen machen, und was wird sie für eine Freude haben, wenn sie das Geld sieht? Wenn ich so denke, wie ich hier ohne Bekannte bin, so mag ich nicht da bleiben, und wenn ich wieder denke, wie fad es anderswo ist, so mag ich nicht fortgehen. Heute Abend will ich den Tambour im Lerchenfeld sehen lassen, bin begierig, wie's ausfällt! —

Wir wissen, wie es ausgefallen. Von Crayon begab sich Wanzenberger zum Uhrmacher, und fragte, wie lange die Reparation des Automaten hergehen könne; er wurde auf drei bis vier Tage Geduld verwiesen; und kratzte sich über diese Auskunft hinter den Ohren. Als er einige Jungen an Mundharmoniken arbeiten und selbe stimmen sah, fragte er den Uhrmacher, ob das ein schwieriges Geschäft sei; er wolle für

ein Weniges gerne ein Paar Tage arbeiten, wenn die nothwendigen Handgriffe und Vortheile dazu bald erlernet werden könnten. Der Uhrmacher ging in den Vertrag ein, nachdem er sich bei dem Lehrling erkundigt, ob er musikalisches Gehör besitze. Und wie sollte dies dem größten Posaunenbläser seiner Zeit gefehlt haben? Dieser hatte sich bald die Kunst, Harmoniken zusammenzufügen und sie zu stimmen angeeignet, und bekam dafür einen beträchtlichen Wochenlohn — er schämte sich, ferner mit dem Tambour herum zu ziehen, und war einer der fleißigsten Arbeiter. Nun ging er einmal zu Agnes, und machte seine Aufwartung, ihre Adresse hatte er schon vom alten Fabius erlangt. Er überlegte sich wohl, was er dort reden wollte, denn er war zu Zeiten sehr politisch. Er bat nämlich Agnes, sie möge ihren Vater um eine vierteljährige Verlängerung seines Urlaubes ansuchen, indem er etwas erlernen wolle, das er, natürlich mit Lizenz ihres Herrn Vaters, als Schreiber zu Rumpelhausen in freien Stunden dann auszuüben vermöge. Agnes, welcher er seine Harmonika-

fabrikation anvertraute, war bereit, ihm den Gefallen zu erweisen. Wanzenberger aber hatte sich vorgenommen, in Rumpelhausen ganz abzudanken, wenn der Verdienst so fortgehe, wie er angefangen. Er hatte es schon nach sechswöchentlicher Uebung so weit in diesem Geschäfte gebracht, daß er mit einem Viertheil des Lohnes seine Lebensbedürfnisse bestreiten, und drei Viertheile als Ersparniß zurücklegen konnte. Sein Meister, dem die Gesellen schon zu viel zu verdienen anfingen, wollte ihnen von ihrem bisherigen Lohne etwas abbrechen, das betrübte Wanzenberger, er wurde aber bald durch einen Collegen aufgerichtet. Wenn ich nur wüßte, sagte dieser, wie zu einem solchen Geschäfte die Erlaubniß zu erlangen ist, wir würden, wenn wir diese erlangt hätten, in Kompagnie gehen und Lehrjungen aufnehmen, denn ich habe die Ueberzeugung, daß sich nicht wenig profitiren ließe. Wanzenberger fing Feuer, er nahm es auf sich, die Erlaubniß heraus zu bekommen, und versprach dem andern, mit ihm in Gesellschaft zu gehen, und den Gewinn zu halbiren. Mit diesem

Gedanken ging er zu Crayon, der so gefällig war, ihm zur Erfüllung seiner Wünsche an die Hand zu gehen. Wanzenberger wurde ein Harmonikafabrikant, bedankte sich in einem Briefe bei Herrn Fabius und seinem früheren Amtschef Gubel für alles Gute, das er von ihnen empfangen, und arbeitete mit einer großen Stube voll Jungen, die er sich aus einem Armenmusikverein zusammenlas, und die froh waren, „einen Verdienst zu bekommen", wie er selber sich auszudrüken pflegte: türkisch. Sein Freund besorgte den Einkauf und die Spedition, er selber leitete zu Hause das Raspel-, Feil-, Klopf- und Pfeifwesen, und suchte vorzüglich seine Jungen, so wie seine Harmonika's stets in guter Stimmung zu erhalten. Nach Verlauf eines Jahres hatten sich Beide ein Vermögen von zehntausend Gulden Silber gemacht — die Angabe ist genau und nicht übertrieben. Wanzenberger kaufte sich für seinen Antheil ein kleines Vorstadthaus, auf welches er zweitausend Gulden schuldig blieb, denn nach dem Gang der Geschäfte zu urtheilen, konnte diese Schuld schon in Einem halben Jahre

netto abgetragen sein. Jetzt ist dies Geschäft freilich nicht mehr so einträglich, obwohl diese Gattung Instrumente der Harmonie sich noch immer von Wien aus über die ganze Erde ergießen.

Als nun Wanzenberger sich auf diese Weise durch Arbeitsamkeit und Glück zu einem Wohlstande emporschwang, von dem er keine Ahnung hatte, als er noch Schreiber war, vergaß er seines Freundes Frosch nicht, und lud ihn Ein für alle Mal an Sonn- und Feiertagen zum Speisen ein. — Frosch kam auch größtentheils, war aber nie zu bewegen, Geld von seinem Freunde anzunehmen, was ihm dieser bisweilen in Betracht seiner zerrissenen Gewande angeboten hatte.

Als nun einmal Frosch zu seinem Freunde kam, war Wanzenberger besonders gut aufgelegt, denn er erwartete nächster Woche seine Mutter und Schwester, die er von seinem Glücke und von seinem Hausbesitze erst unlängst in einem Briefe unterrichtet hatte, in welchem er sie zugleich aufforderte, nach Wien zu kommen, und,

wenn es ihnen gefiele, bei ihm zu wohnen; sollte dieß aber nicht der Fall sein, so erbot er sich, sie in ihrem bisherigen Aufenthalte anständig, so viel es seine Umstände erlaubten, zu versorgen.

Er las nun Frosch den Brief vor, welchen er von seiner Schwester auf sein Einladungsschreiben erhalten hatte. Er lautete:

Lieber Bruder!

Was mich und die Mutter angeht, so sind wir gesund, und was wir für eine Freude haben, kannst Du Dir gar nicht einbilden; die Mutter hatte Angst, daß Du nicht ehrlich zu so viel Geld kommen thust, hab' es ihr aber gleich ausgeredet. Ich freue mich schon recht, und wir kommen alle Zwei. Du hast geschrieben, wir sollen Niemand etwas sagen von Deinem Glück, aber die Mutter erzählte es, unter dem Siegel der Verschwiegenheit der Nachbarin, und wir wußten nicht, wie es kam, am andern Morgen wußten es schon recht viele Leute. Da hab' ich mir gedacht, jetzt ist es schon Alles Eins, jetzt werd' ich die Geschichte erst recht erzählen, und

Deinen Brief meiner Freundin vorlesen. Für das geschickte Geld, das zur Reise ohnehin zu viel ist, haben wir uns auch ein schönes Gewand gekauft, das heißt: ich, denn die Mutter sagte: es ist in Hall nimmer nothwendig, und zu Wien habe man vielleicht doch eine andere Mode, als bei uns; aber warum sollen es denn die Leute nicht sehen, daß man was hat? Viele Leute sind uns neidig worden, und haben uns ausgerichtet, und haben gesagt, ich trage die Nase hoch; früher hat sich kein Mensch um mich bekümmert, und jetzt lassen sie sogar meine Nase nicht mit Fried. Wir sind froh, daß wir von diesem Volk fortkommen; wenn man zu was kommt, dann lernt man die Leute kennen; die Mutter sagte, sie hätte es nimmer gedacht, daß sie an Dir so viele Freude erleben wird, und es geht schon übermorgen ein Schiff von hier, und wir fahren auf dem Inn. Wir haben auch für Dich gebetet, und die Mutter hat recht geweint, sie sagt, sie habe dieß Glück für ihre alten Tage nicht verdient, und es hätte Dir es Niemand angesehen, was Du für einen Spekulationsgeist in dir ha-

best; dann hab' ich auch mitgeweint, und am Ende haben wir wieder lachen müssen, und so geht's fort. Der Schiffer sagt, wir werden bis 6. Juni in Wien ankommen, denn das Wasser ist gut und genug. Er nannte den Ort, wo wir landen müssen, Nußdorf — wenn Du dort warten willst, kannst Du warten, denn allein kennen wir uns nicht aus. Tausend Grüße und Küsse von der Mutter. Behüte Dich Gott, bis wir Dich sehen! Ich werde mich stets zeichnen, mit aller Achtung

Deine liebe Schwester

Regina Wanzenbergerin.

Frosch! redete Wanzenberger seinen Freund an, möchtest Du nicht am bestimmten Tage mit mir nach Nußdorf fahren, allein ist mir das Warten zu lange; wenn Du Zeit hättest, könntest Du mir wohl Gesellschaft leisten. Ja, warum nicht, erwiederte Frosch, ich bin an die Zeit nicht gebunden! Der Tag kam, Frosch mußte trotz allem Widerstreben einen Frak von Wanzenberger anlegen, denn sein Rock war schon sehr schadhaft, und die beiden Freunde erwarteten auf dem Bal-

kon des Kaffeehauses zu Nußdorf die Ankunft des bestimmten Schiffes; schon hatte Wanzenberger nach dem im selben Lokale eingenommenen Mittagsessen, zur Abwechslung Kaffee, Bier und Punsch getrunken, als endlich, nach vielen täuschenden Holzschiffen, seine Mutter und Schwester aus einem Personenfahrzeuge ausstiegen; es erfolgte die freudige Begrüßungsscene, das Gepäcke wurde dem Fiaker übergeben, der Vieles vom Abdrücken seiner Wagenfedern, vom erhöhten Preise, vom guten Trinkgelde sprach, und noch andere derlei uneigennützige Redensarten fallen ließ, die aber Wanzenberger, der in seinem rosenfarbigen Humor war, bald durch die Aeußerung zum Schweigen brachte: Kerl, ich bin heute gut aufgelegt, Du sollst an mir keinen Schund finden. Mutter und Schwester mußten eine Jause einnehmen, bei welcher Wanzenberger nicht unterließ, den Kellner herumzujagen, dann wieder selber aufzustehen, um ihn zu rufen oder auszuschelten, um seinen Frak den glücklichen Angekommenen auch von hinten zu zeigen; er sah auch bisweilen auf die goldene Repetiruhr, und nach-

dem seine Angehörigen sie bewundert hatten, schlug er das Tischtuch auf, hielt das Gehäuse an die Tischplatte an, und ließ selbe schlagen. All' diese Dinge waren für Mutter und Schwester eine hoch aufsprudelnde Freudenquelle, sie sperrten das Maul auf, und konnten nichts reden und nichts essen und Wanzenberger mußte oft rufen: Aber Mutter, aber Regina, warum eßt Ihr nicht? Die Sachen müssen bezahlt werden, also ist's Alles Eins — und so folgten vergebliche Eßbestrebungen von der einen, und vergebliche Erinnerungen von der andern Seite, bis endlich Wanzenberger, dessen Hauptfreude erst noch im Anzuge war, zum Zahlen klingelte. Der Kellner erschien, machte die Rechnung — sie schien der Mutter, wie es wenigstens ihre erstaunte Geberde zeigte, enorm, und als der großmüthige Sohn dem Kellner noch einen Zwanziger Trinkgeld hinwarf, so konnte sie nicht umhin, durch ein Händeringen und einen zum Himmel gewandten Blick, die Verschwendung ihres Kindes zu beklagen.

Man stieg in den Wagen, Regina und die

Mutter bedankten sich bei dem Fiaker höflichst, als er ihnen hineinhelfen wollte, und es gab Bewunderung über Bewunderung und des Staunens kein Ende. Wie ist das Alles so schön und hübsch! meinte Regina, die erfahrene Mutter sah aber auch die Dornen unter den Rosen, und sie sagte: Wie muß das Alles theuer sein!

Der wahre Triumph Wanzenbergers sollte erst beim Einführen der Seinigen in das erworbene Besitzthum, das ihn zur Würde eines Hausherrn erhob, Statt finden. Kaum machte der Fiaker vor dem bezeichneten Thore Halt, als auch schon die alte Haushälterin Wanzenbergers erschien, und begierig war, die neue weibliche Herrschaft zu sehen. Die drei Zimmer, welche die Wohnung Wanzenbergers bildeten, waren auf den Glanz hergerichtet, und in einer Nische stand der Tambour, und trommelte den Einzugsmarsch. Seht Ihr, Mutter, sagte der Hausherr, als er sie in's Logis führte, seht Ihr, dieser Bursche ist das Werkzeug meines Glückes, durch ihn kam ich nach Wien, mit ihm und wegen ihn wurde ich einmal aus einem Wirthshausgarten hinaus-

geworfen und das war mein Glück, und ich will Euch schon einmal die ganze Geschichte ausführlich erzählen.

Frosch, der bisher immer einen stummen Zuschauer und Zuhörer abgegeben hatte, wollte sich jetzt entfernen, aber das gab sein Freund nicht zu, er sprach zu ihm: Bleibe da, wenn Du nichts besseres zu thun hast, denn der heutige Tag ist nicht alle Tage, und ich bin Willens, meine Leute von lauter Schauen ganz betrunken zu machen. (Er befand sich selber in einem etwas exaltirten Zustande, aber nicht vom Schauen.) Wir wollen noch in's nächste Theater fahren, dort ist heut', wie ich auf dem Zettel las, eine Spektakelkomödie, und wie werden sich da meine Leute darüber wundern! Es war erst halb sechs Uhr, als die Gesellschaft schon in die Gegend des Theaters kam, da es noch zu früh war, hinein zu gehen, und Wanzenberger wegen heute schon im Uebermaß genoßener Getränke an Durst litt, so führte er die Seinen sammt Frosch in ein Bierhaus, nahm einen leeren Tisch ein — und saß nicht lange da, als er eine bekannte Stimme vernahm, die

sich hinter seinem Rücken erhob, er sah sich um, und erkannte — Stifel. Aller frühere Groll war verschwunden, Wanzenberger begrüßte seinen Feind, und bat ihn, nachdem er seine bisherige Gesellschaft aufgeführt, sich zu ihm zu setzen, und mit ihm zu zehren. Stifel erstaunte, als er den ehemaligen Kollegen von Rumpelhausen, in eleganter modischer Kleidung, mit verändertem Benehmen, zu Wien wieder fand, und bat ihn vorerst um die Erzählung seiner Geschichte seit ihrer Trennung. Nachdem Wanzenberger die Umrisse seiner Begebenheiten vollendet hatte, fragte er Stifel: Nun sage mir, wie kommst Du daher, was bist Du jetzt und was machst Du? Stifel stärkte sich mit gewaltigen Zügen, als er merkte, man wolle ihn hier der Mühe des Zahlens überheben, er konnte sein Glas nicht oft genug über die Achsel reichen, um es neu füllen zu lassen, und erzählte unter Dampfwolken, er sei beim Theater angestellt. Was, als Spieler? fragte Wanzenberger. Ja, — Stifel, da sehen wir Dich, wenn Du heute spielst, denn auch wir gehen in's Theater. „Heute, entgegnete Stifel, hab'

ich eben nichts Anderes zu thun, als mit vielen Andern ein Paar Mal zu singen, aber Du sollst mich schon sehen." Im Grunde aber hatte Stifel nie etwas Anderes zu thun, als mit Andern zu singen, denn er war Chorist, fand es aber nicht nothwendig, über die Bedeutsamkeit oder Unbedeutsamkeit seines Kunstwirkens sich eben jetzt in eine nähere Erklärung einzulassen. Schon waren seine übrigen Bühnenkollegen, in Erwägung der für das Zuspätkommen zu bezahlenden Strafe, fortgeeilt, als auch Stifel ganz begeistert aufbrach, und sich freute, daß ihm endlich einmal Gelegenheit geworden, vor bekannten Landsleuten seine Talente brilliren lassen zu können. Er ordnete dießmal seine Garderobe mit größerer Sorgfalt und trug mehr Roth auf, als gewöhnlich. Mühsam suchte sein Auge vor Beginn des Stückes, durch ein Loch des Vorhanges, seine, wie er wußte, auf dem Parterre befindlichen Freunde, um in der Richtung auf selbe hin seinen Gesang herabzuwettern. Er hatte sie glücklich gefunden. Der Vorhang rauschte auf, der Chor begann ein lustiges Lied, Stifel war aber für dießmal nicht

mit den mäßigen Aktionen zufrieden, die ihm und seinen Sangbrüdern zugetheilt waren, er drängte sich hervor, und agirte und brüllte so fürchterlich, daß ein Theil des Publikums zu lachen anfing, während er bei Wanzenbergers Schwester wirklich den beabsichtigten Zweck erreichte; denn diese erinnerte, zu ihrer Mutter gewandt: Seht nur! der Stifel ist ein verflixter Kerl, er thut es allen Andern zuvor! Der Gesang war beendet, das Personale zog sich hinter die Koulissen zurück, und Stifel wurde sogleich vom Regisseur gefaßt und also angeschnarcht: Sind sie besessen? Im Parterre lachte man über ihr eselhaftes Schreien und Herumfahren, machen Sie das noch einmal, und Sie können zum — gehen. Dieß und das Gelächter seiner Genossen war der Lohn für Stifel's außerordentliche Kunstbestrebungen. Ein Chorist entlehnte einen Vergleich aus dem Theaterhandwerk, und sagte, auf die Stirne deutend, über Stifel: „In seinem Schnürboden muß es nicht richtig sein."

Wanzenbergers Mutter und Schwester waren ganz betroffen über die vielen Dinge, welche

sie da sahen, und kamen am Ende zu der Aeußerung, daß ihnen Vieles von dem Gesehenen unbegreiflich vorkomme. Nachdem sich aber die Mutter um den Eintrittspreis erkundigt, und erfuhr, daß er so hoch sei, da wollte sie nichts mehr wissen von den Brettern, die die Welt bedeuten. Dieser Brettergedanke ist uralt, und doch läßt sich noch immer manches Neue darüber sagen. Ist nicht das kleine Bühnenleben ein Spiegelbild der großen Lebensbühne? Die Welt hat ihre Verschwindungen wie die Bühne: die Verschwindungen der Welt sind die Gräber; auf der Bühne gibt der Schauspieler das Zeichen, daß die Zeit seines Verschwindens da ist, in der Welt muß Einer oft verschwinden, ohne daß ihm das kleinste Zeichen gegeben worden; wir treten im Leben nirgends mit sicherem Schritte hin, weil wir nicht gewiß wissen, ob nicht der Boden unter uns einsinkt. Die Bühne hat ihre Flugwerke, welche den Schauspieler in den verworrenen Schnürboden hinaufziehen, den er bald wieder verläßt, weil da oben nicht seines Bleibens ist; auch die Welt hat ihre Flugwerke, und

die sind: Stolz, Einbildung, Hoffart, und die von Gott abgekehrte Wissenschaft, diese heben den Menschen hoch in seiner eigenen Werthschätzung, aber es ist seines Bleibens nicht in dieser Höhe. Im Triumphe wird er auf gemalten Wolken, die keine Wolken des Himmels sind, emporgezogen, und ungesehen von der Welt muß er, nach Vollendung seiner irdischen Rolle, hinter der Bühne wieder herabsteigen. Die Schauspieler haben ihre Schminke, die nur Abends beim Lampenscheine ihre Wirkung macht, und die gräßlich anzusehen ist am hellen Mittag; eben so hat auch das Weltvolk seine philantropische, kosmopolitische und alle Misere des Lebens bedecken sollende Schminke, die von den Pomadehändlern der sogenannten Aufklärung allenthalben angepriesen wird, welche gar viele Tiegel mit goldenen Inschriften in ihren Parfümladen aufgestellt haben, und wo die Worte: Liberalität und Humanität, Vernunftmäßigkeit und Vernunft ohne Maß, Geistesfortschritt und Geistesflug, Selbstständigkeit und Bildung häufig zu lesen sind — wer sich aber die Mühe nimmt, den Deckel von den

Prunkvasen herabzuheben, der wird doch in keiner solchen etwas Anderes finden, als: Pomade. Aber es wird einst ein Tag kommen, und das wird der Tag der blassen Gesichter sein, und die Schminke wird schon bei seinem ersten Morgenstrahl herabrinnen, — wie — nun es paßt ja hier das alte deutsche Wort — wie die Butter an der Sonne. Und das Vorspiel jenes großen Tages, haben wir nicht Gelegenheit, es hundertmal vor unsern Augen zu sehen? Was ist der Tod des einzelnen Menschen und sein Ringen anders, als eine Einleitung oder Vorrede zu dem großen Kapitel der Weltgeschichte? Was wird dann jene Aufklärung nützen, die uns Alles unklar gemacht hat, und jene erträumte Selbstständigkeit, wenn wir es einsehen, daß eben so, wie wir aus uns nicht entstanden sind, wir auch aus uns nicht bestehen können, und was jene Humanität, die uns das wahre Verhältniß des Menschen zu seinem Schöpfer aus den Augen gerückt hat, und was jene Geistesfortschritte, die uns nur in's Verderben befördert haben, und was jene Vernunftmäßigkeit, die im Uebermaß ihrer eigenen

Vergötterung sich vollgetrunken hat, und im Delirium des Säufers darnieder liegt? — Es ist sehr in der Mode, recht viel zu wissen von den Brettern, die die Welt bedeuten, ja, die Bretterangelegenheiten sind das Abendgebet und, in Bezug auf die Tags darauf folgende Kritik, auch die Morgenandacht eines großen Theils der Städtebewohner geworden; was aber die Welt und das Leben und das Dasein bedeutet, darum kümmern sich wenige aus den sogenannten Gebildeten, und sie geben sich hierin bald mit etwas zufrieden, sei es nun Seelenwanderung oder Seelenlosigkeit, Pantheismus oder Panteuflismus, wenn es nur nicht das positive Christenthum ist. Was ist es aber mit Jenen, welche die Gelehrten, die Tonangeber, die literarischen Heroen spielen? Die werden wohl ferne sein von jeder Unredlichkeit? Ja, wäre gut, wenn es wahr wäre! Hören wir über den modischen Theil derselben einen Mann, der, wenn auch Protestant, doch seiner heiligen Gesinnung nach, ohne es zu wissen, der Einen Kirche angehörte, der wie ein Stern glänzt in den Finsternissen der letztern

Jahre des verflossenen Jahrhunderts, der einen Geist besaß voll energischer Kraft und ein Herz voll deutscher Redlichkeit — sein nicht sehr bekannter Name ist: Mathias Claudius. Er sagt über den größten Theil der Gelehrten seiner Confession, die es in eigener Kraft übernommen, die Welt zu deuten, und die, indem sie die Schrift verdeuteten, die himmlische Aussicht in die andere Welt mit Brettern verschlagen wollten, Folgendes: „Und da nehmen sie nun Alles zu Hilfe, Gelehrsamkeit und Wohlredenheit, Alterthümer und Sprachgebrauch, Accomodation und babylonische Teufel, Volkssinn und Volksunsinn, um den offenbaren Verstand und die klaren Worte der heiligen Schrift unmündig, und aus Weiß, Schwarz zu machen. Und Andere, die wohl noch lieber beim Weißen blieben, laufen mit, weil sie den Werth ihrer Sache nicht kennen, und es ihnen an Kraft und Muth fehlt, den Verdacht der alten Einfalt und des Zurückebleibens auf sich zu laden."

Wir haben nur zu bedauern, daß die Anzahl der redlichen Claudiusse noch immer im Abneh-

men, und die Anzahl der babylonischen Teufel noch immer im Zunehmen begriffen ist. Somit sei der Abstecher, den wir von den Brettern, die die Welt bedeuten, in die Welt und ihre Bedeutung machten, vollendet, und wir kehren zu unserer Geschichte wieder zurück.

Neunzehntes Kapitel.

Krankheiten des Geistes und des Leibes. Das für die Erstern gereichte Universalmittel der Wahrheit, vor der Hand abgewiesen.

> Tiure und wert ist mir der Man,
> der guet unde uebel betrachten kan,
> der mich unde jegelichen man
> nach sinem werde erkenen kan.
>
> Gottfried von Straßburg.

Der große Scotus Erigena theilt in seinem Werke: De Divisione naturae*), zur nicht sonderlichen Ehre der Menschheit, das ganze Geschlecht derselben in vier Abtheilungen. Die Einen, sagt er, sind Narren, und werden auch dafür gehalten; die Andern sind keine Narren,

---

*) Edit. Gale Oxford 1681.

werden aber von ihren wohlwollenden und gutmeinenden Mitbrüdern dafür angesehen; die Dritten werden nicht für Narren gehalten, obwohl sie solche im vollsten Maße sind, und die Vierten (deren Zahl unendlich klein ist) werden weder für Narren gehalten, noch sind sie solche. Diese Worte sind Worte der Kraft, Worte, die für alle Zeiten taugen, Worte, die auch noch unsere sozialen Zustände in vier Klassen aus einander scheiden. Uebrigens geht es hier, wie bei den vier Temperamenten, es läßt sich hart eine Klasse ohne eine, wenn auch noch so geringe Mischung mit einer andern denken. Denn wo ist ein Weiser der nicht auch von Narren beurtheilt, also von ihnen getadelt, und ebenfalls für einen Narren gehalten wird; wo ist hingegen wieder ein Narr, der nicht Narren fände, die ihn für einen Weisen halten? Eben so gibt es auch wenige Weise, die von der ganzen Menschheit verkannt wären, und wenig Narren, von denen es nicht einer oder der andere wüßte, daß sie solche sind. Somit wäre denn durch einen unsäglichen Aufwand von Scheidewasser ähn-

licher, zersetzender Logik das Narrensystem des großen Philosophen in etwas wankend gemacht und sogar aufgelöst worden, nichts desto weniger aber gestehen wir es zu, daß die Eintheilung des Herrn Scotus nicht ganz ohne ist. Wozu aber dieses Präambuliren auf den Tasten der Philosophie längst dahingeschwundener Jahrhunderte? Darum, weil wir herausbringen wollen, daß die Kinder unserer Zeit lieber an dem größten Weisen seine kleine Narrheit, als seine große Weisheit beachten; weil wir zuerst von Crayon sprechen, um anzuführen, was er von Wanzenberger, dann aber von Frosch, um zu zeigen, was er von Falkensteiner hielt, und umgekehrt.

Wanzenberger pflegte Herrn von Crayon monatlich einmal zu besuchen, und ward bei diesem gut aufgenommen. Was hielt nun Crayon von diesem seinen Besucher? Hielt er ihn für einen Narren? Ja und nein; das heißt theilweise ja, und theilweise nein. Wanzenberger hatte einen hausbackenen Verstand, ein offenes Gemüth und eine ungepflegte Phantasie, die wie wild durcheinander geschobene Baumwurzeln und

Pflanzenknorren verschiedene komische Gesichter und Gestalten bildete, das ergötzte nun den für poetische Auffassung höchst empfänglichen Geist Crayon's, am liebsten aber war es ihm, wenn ihm derselbe die Aufsätze seines Tagebuches zum Durchlesen brachte. In der Schreibart Wanzenbergers war eine Veränderung vorgegangen; denn erstens schrieb er jetzt anders, weil er in freien Stunden Manches las, was ihm Crayon geliehen, und zweitens, weil er mit Prätension schrieb; denn er wußte, daß Crayon sein Tagebuch lese, daß es also doch in etwas interessant sein müsse, und somit suchte er die Gedanken, welche er für gute erachtete, dichter anzusäen, um mehr Früchte des Beifalls einzuernten; theils suchte er sie zu einer noch größeren Schönheit durch gewählte Ausdrücke hinaufzuschrauben; durch dies Verfahren aber beraubte er seine Gedanken des Blüthenstaubes der Einfalt — und Crayon sagte zu ihm: Wanzenberger, schreiben Sie Ihr Tagebuch, wie Sie denken, und gerade so, als ob es nur für Sie allein wäre. Der Anfang Ihres Journales hat mir mehr gefallen, als die Fort-

setzung desselben. Nur die Feder des Dichters soll dem Baume im Frühling gleichen, der, ein wenig geschüttelt oder vom leisen Lufthauche berührt, alsogleich seine Blüthenflocken herabfallen läßt, daß sie ein schneeig weißes Tuch über die grünende Erde weben; denn eben so soll der Dichter seine Feder, wenn sie über das Papier hintanzt, anhauchen mit dem leisen Odem seines Geistes, daß ihr Wipfel erbebe, und ein Hagelwetter von Gedankenblüthen und Metaphern, Allegorien und luftigem Plunder niederregne auf die weiße Oberfläche des Papiers, daß aus den dürren Buchstaben und Zeilenbeeten ein Garten voll duftiger Blumen aufblühe. Haben Sie mich verstanden, lieber Wanzenberger? Ja wohl, antwortete dieser, ich denke mir beiläufig, was Sie sagen wollen. Sie meinen, ich soll mit meinen Gedanken keine Seiltänzerkünste und Luftsprünge machen, doch — ich will Ihnen etwas sagen, Herr von Crayon, aber ich bitte mich nicht auszulachen: ich habe seit längerer Zeit eine Idee, die ich nicht aus dem Schädel hinaus zu bringen vermag — ich möchte nämlich

ein Buch schreiben! — Wanzenberger, wenn Sie auch der böse Geist der Schreibwuth besessen hält, ich werde nichts thun, Sie von seiner Gewalt zu befreien, weil ich weiß, daß es vergeblich wäre; ich will sogar ihr Vorhaben fördern, so viel ich kann, denn ist ein solches Bestreben erst in einem Menschen aufgekeimt, so kann es oft nicht einmal durch den übelsten Erfolg gebändigt werden. Hören Sie einmal, was Byron über Jene sagt, die, ohne gerade von einem gesunden Durst gequält zu sein, sich den Tintentiegel zu ihrem Wonnebecher, und ohne das Bedürfniß auf den Parnaß zu steigen, die Feder zum Spazierstäbchen im blüthenreichen Haine der Poesie erkoren haben; ich will es Ihnen übersetzen:

Welch' eine Freude, sich gedruckt zu seh'n,
Soll auch im Buche nichts Gescheites steh'n.
Buch bleibt doch Buch. Doch krönt des Titels Glänzen
Den Schmierer nicht mit Ruhmes Lorbeerkränzen!

Wie gefallen Ihnen diese Verse? Wanzenberger erwiederte: Ich muß gestehen, mir ist,

als ob Sie einen Kübel kaltes Wasser über meinen Rücken gegossen hätten — die Lust zum Büchermachen ist mir für diesen Augenblick vergangen. Wie im Müssiggange alles Böse über den Menschen kommt, so habe ich auch, weil ich schon einige Wochen mit Faulenzen zubrachte, und mir Manches einfiel, was ich nicht für schlecht hielt, mich mit dieser Dichteridee belustigt. Crayon meinte, man dürfe sich durch einige gute Gedanken, die durch den übrigens leeren Kopfhimmel, wie einzelne Geier durch den Aether, fliegen, noch nicht in dem Wahne bestärken lassen, daß man ein Dichter sei; denn mehr oder weniger gute Gedanken haben die meisten mit Phantasie begabten Menschen, aber sie verstehen es nicht dieselben zu Tage zu fördern, und das eben ist die Aufgabe des Autors; der Dichter ist demnach nur der geschickte Geburtshelfer seiner Gedanken, welcher sie lebendig an's Licht zu bringen weiß. —

Das Gespräch kam dann auf einen andern Gegenstand. Wanzenberger empfahl sich, nachdem ihm Crayon das Versprechen seines baldigen Wiederkommens abgenommen. Als er bei der

Thür draußen war, sagte Crayon zu sich: Der Kerl ist doch ein ganzer Narr! wie kann es ihm einfallen, ein Buch zu schreiben? Mangelt es ihm auch nicht am Geiste, so mangelt es doch an allen Mitteln der Ausbildung und der Gewandtheit! Der Kerl ist ein Narr, ich habe vielleicht selber dazu beigetragen, daß er verrückt geworden. Und was dachte sich der Fortgehende? Wahrscheinlich Folgendes: Herr von Crayon ist sonst ein geschickter Mann, alle Achtung, aber ein wenig ist er doch ein eingebildeter Narr, denn er thut sich auf seine Paar Bücher, die er geschrieben hat, zu viel zu Gute! — So geht es in der Welt, Einer hält den Andern für einen Narren, und total Unrecht geschieht Einem selten dabei.

Als Wanzenberger bei der Thüre draußen war, begann Crayon in dem Tagebuche desselben zu blättern, aus welchem wir einige Stellen ausheben wollen, die auf das weitere Schicksal des Harmonika-Fabrikanten Bezug haben, oder auch solche, welche über seine Denkweise Aufschluß geben.

Neue Fragmente aus Wanzenbergers Tagebuch.

Als ein armer Teufel kam ich nach Wien, und hier bin ich durch ein Roßglück ein reicher Mann geworden; mir fehlte nichts, als Menschen, die ich liebe, und die sich mit mir freuen, auch diese ließ ich kommen (er meint Mutter und Schwester), und nun sind sie da. Wäre ich um zwei Jahre später gekommen, so hätte ich es nimmer bis zum Hausherrn gebracht — ich bin froh, daß ich das Meine in Sicherheit habe, denn die Harmonika-Geschäfte gehen schlecht, es sieht nicht mehr viel dabei heraus; ich habe sie deßwegen auch aufgegeben. Mein Gesellschafter that deßgleichen, verlegte sich auf die Bierversilberei, welches ein ambulirendes, einträgliches Geschäft ist, und rieth mir ein Gleiches zu thun. Da les' ich nun schon durch fünf Wochen in Einem Athem, und zanke zum Zeitvertreib mit meiner Schwester. Das Lesen macht mir großes Vergnügen; wenn man aber sonst gar nichts zu thun hat, wird es sehr langweilig. — Es

muß eine eigene Passion sein, ein Buch zu schreiben, wenn ich nur wüßte, über was, oder wenn ich nur überhaupt etwas wüßte! Wozu doch der Uebermuth den Menschen bringen kann! — (Nach dieser Stelle finden sich im Tagebuche gegen zwanzig Namenszüge Wanzenbergers, an denen als Man. prop. Fascesbündel aus schwarzen Strichen und lang hinabhängende Stöpselzieher oder Druckfedern hängen; auf diese Namenaufschreibung verlegte sich der Schreiber gewöhnlich dann, wenn ihm der Verstand stille zu stehen anfing, was auch hier nach Fassung der großen Buchidee geschehen sein mochte.)

(Uebrigens hat Wanzenberger den Gedanken, einmal etwas zu publiciren, nicht aufgegeben. Wir werden am Schluße aus seinen Manuscripten, die er so gütig war, uns zur Durchsicht zu überlassen, jenes bringen, welches er aus dem Kreise seiner Erfahrungen sich gesammelt hat und in dem jedenfalls praktische allgemein anwendbare Lebensregeln sich vorfinden.)

Nun ist meine Schwester glücklich verheirathet, sie zankt alle Tage mit ihrem Manne; ich bin

froh, daß ich sie aus dem Hause habe, obwohl ich sie liebe, sie ist aber Eine von denen, die außer dem Hause liebenswürdiger sind, als im Hause. Mein Gesellschafter wollte sie, und sie wollte ihn haben; als sie mich um Rath fragte, erwiederte ich ihr: Du sollst ihn haben, den freien deutschen Rhein! Dieß ist mein Lieblingssprichwort, wenn ich Einem seinen Willen lassen will.

Ich werde nicht heirathen, denn ich gedenke so im ledigen Stande glücklicher zu leben; es steht auch nichts im Gebote davon, daß der Mensch heirathen muß — warum soll ich mich quälen? Viele Weiber haben verborgene Drachenflügel, die sich erst nach der Hochzeit entfalten, wie die Schmetterlingsflügel nach dem Ausfallen aus der Puppe; und wer steht mir gut, daß ich nicht auch eine Solche bekäme? Berg (so heißt Wanzenbergers früherer Compagnon und jetziger Schwager) war immer dagegen, wenn ich mit ihm von meinem beabsichtigten Ledigbleiben sprach, er nannte mich einen selbstsüchtigen Menschen, er redete viel vom häuslichen Glück, vom Aufopfern für eine Familie, vom Wohl des Vaterlandes

(dem er wahrscheinlich durch die Vaterschaft den größten Dienst zu leisten vermeint) — nun, nachdem er meine Schwester geheirathet, sehe ich, wie wenig ihm diese Wortkrämerei vom Herzen ging; (ich halte überhaupt in der Art auf ähnliche Schreier nichts, sie reden viel von Aufopferung für Andere, und suchen dabei wenig Anderes als ihre eigene Lust); nun sagt er kein Wort mehr davon, daß ich heirathen soll, und warum? Weil er denkt, wenn ich sterbe, so könnte er oder seine Kinder mein Geld brauchen. Aber ich kenne ihn durch und durch, den Schelm! Berg, ich kenne Dir, Du willst mir etwas vorspiegeln — Spiegelberg, ich kenne Dir! Aber ich bleibe ledig. — Meine Mutter wäre hier ganz zufrieden, bis auf die Berge, welche ihr abgehen. Ich führte sie neulich auf das Kahlengebirge, aber das nützt Alles nichts — das sind nicht die Berge der Heimath. Sie weinte — will aber doch nicht fort von Wien, und das ist ein Zeichen, daß sie ihre Kinder lieber hat, als ihr Vaterland.

Was ist doch der Stifel für ein armer Lump!

An ihm ist das Sprichwort (im verkehrten Sinne) wahr geworden: Ehrlich währt am längsten. Mit welchem Heißhunger verschlingt er das Mittagsmahl, wenn ich ihn aus Erbarmung einlade, die ich ihm aber nie fühlen lasse; wie höflich bedankt er sich für jede Pfeife Tabak, die ich ihm verabreiche, wie gerne sieht er es, wenn ich unter dem Vorwand des Aufmischens seiner dürren Tabakskörner ihm die Dose anfülle? Und mit welcher Prätension ging er nach Wien — als ob man ihm hier schon mit klingendem Spiel entgegen zöge! Abends zeigt er sich aber doch den Leuten prächtig ausstaffirt, und singt so lustig, wie irgend Einer, dem der Himmel voll Geigen hängt. Wenn ich ihn so betrachte, so kommt er mir vor, wie das Bild der Weltlust — es ist viel Jubelgeschrei im Munde — aber wenig Freude im Herzen. Er singt, weil er singen muß, und schreit oft sogar über seine Pflicht, aber nur um den Hunger und das Elend, diese höllischen Gäste, auf eine Weile von Leib und Geist ferne zu halten.

Was war das für eine Freude für mich, als

Peter, der Sohn des Herrn Fabius, meines einstigen Dienstherrn, mich besuchte! Mit welcher Achtung behandelte er mich! Was doch das Geld auch auf gute Leute für einen Einfluß ausübt! Selbst der tugendhafte Mensch hält es lieber mit einem Tugendhaften, der Geld, als mit einem Tugendhaften, der kein Geld hat! Warum? Weil bei dem Ersteren seine Freundschaft ohne den Prüfstein des Borgens und Gebens bestehen kann, während das beim Letzteren nicht so leicht der Fall ist. Zu Rumpelhausen hat mich Peter immer für einen Pinsel gehalten, aber er sah mich gerne; er ist mir auch jetzt noch zugethan, hält mich aber für keinen Pinsel mehr, müßte nur der Fall sein, daß er es heimlich thäte, ohne es merken zu lassen. Uebrigens sei es, wie immer, was liegt daran? Wie wird er es mit seinem alten Freunde Frosch halten, wenn er mit ihm zusammenkommt?

Wanzenbergers erste und letzte Poesieprobe auf einem Abendspaziergange im Walde.

Johanniskäferlein,
Die weben mit goldenen Fäden
Den Weg, den ich gehe, zum Teppich ein.
Und wenn sie mit Gluthstreifen wandern,
Von einer Rose zur andern,
Da weben sie wohl auch die Blumen hinein.

Da denk' ich mir manchmal schnurrig und toll,
Es scheint mir der Wald von Christbäumen voll,
Es wiegen sich Lichter auf Zweigelein,
Es strahlen die Käfer wie Kerzenschein.

Das ist so schön, da freu't mich die Nacht,
Da denk' ich an Gott im Himmel dr'oben,
Der die kleinen Schelme so glänzend gemacht,
Und ihnen für's Sommernachtleben
Eine Laterne gegeben,
Und mit seinem Hauche sie angefacht,
Und da thu' ich ihn loben.

Da weine ich oft und weiß nicht warum,
Aber die Leute, die dürfens nicht sehen,
Denn sie nennen Alles dumm,
Weil sie es nicht recht verstehen.

O Lichtlein zart,
Die ihr am Weg hin- und wiederfahrt,
Die Gluth wird euch bald verzehren;
Auch ich hab' ein Licht,
Das verlöschet aber nicht,
Der Herrgott läßt es brennen ewig helle,
Es ist meine Seele!

Ende des Tagsbuch-Fragmentes.

Peter hatte sich bei Wanzenberger und Crayon um Frosch's Wohnung erkundigt, es war aber schwer, dieselbe zu finden, denn er blieb selten länger, als vierzehn Tage, an einem und demselben Orte. Da Peter seinen alten Freund in Wahrheit gerne gesehen hätte — so bat ihn Wanzenberger an einem Sonntag zu sich, mit dem Bedeuten, daß er da Frosch, der sein fest-

täglicher Gast sei, wahrscheinlich antreffen werde. Die Freunde trafen sich — Frosch war Anfangs sehr verschlossen und thaute nur nach und nach auf, als ihm die Ueberzeugung wurde, Peter verachte ihn in keiner Beziehung. Peter hatte für den Abend die Loge seines Schwagers im Burgtheater, es wurde Tasso gegeben. Er verlangte von Frosch und Wanzenberger, sie möchten Beide ihn begleiten. Der Vorschlag wurde angenommen, nur äußerte Frosch, er habe dies Stück schon vor Jahren gelesen, und erinnere sich, daß es ihm damals sehr langweilig vorgekommen sei. Aber es ist von Göthe, sagte Peter, und wird allgemein als ein Meisterstück anerkannt. Das ist mir rein Alles Eins, erwiederte Frosch, ich habe mein Urtheil und meinen Geschmack für mich, und richte mich nie nach dem, was Andere sagen. Peter zog Wanzenberger bei Seite, und raunte ihm in die Ohren: Könnten Sie nicht dem Frosch einen andern Rock leihen? der seine sieht für einen öffentlichen Ort zu fatal aus! Das, erwiederte Wanzenberger, ist ein fataler Punkt, mit einem solchen An-

trag könnten Sie ihn leicht böse machen; es bleibt nichts übrig, als wir Zwei setzen uns wie zufällig vorwärts, und lassen ihn den Hintergrund der Loge einnehmen, somit werden seine schwachen Seiten durch unsere Rücken gedeckt. — Peter reuete es schon heimlich, seinen Freund in's Theater geladen zu haben, er ließ aber nichts spüren.

Frosch ging inmitten des Stückes davon. Er that dies vielleicht in der Sucht, ganz eigen und originell zu scheinen, oder es mochte auch sein, daß er wirklich Langeweile empfand. Wanzenberger wäre vielleicht auch gerne mitgegangen, aber er hatte zu viel Gefügigkeit in das Urtheil Anderer, auch zu viel gute Lebensart, und gefiel sich jetzt zu sehr in seiner Rolle als Gentleman, in einer Loge, um, wie Heinrich V. bei Shakspeare sagt: dem „gemeinen Gelüste nach Dünnbier" nachzugeben. — Auf diese Weise löste sich Frosch immer mehr von der Welt los, deren angenommene Gebräuche er mit Füßen trat, und zog sich in das abgeschlossene Schneckenhaus seiner Originalität zurück. Wenn Einer von seinen

beiden Freunden, bei denen er an Sonn- und Werktagen zu Mittag zu speisen pflegte, ihm nur ein schiefes, wenn auch wohlgemeintes Wort gesagt hatte, so war dies genug, ihn auf einige Wochen zu verscheuchen. So hatte Wanzenberger ihm einst, beim Anblicke des üblen Zustandes seiner Piedestale, ein Paar neue Stiefel angeboten, mochte dies aber vielleicht nicht in der schonendsten Weise geschehen sein, oder war ihm ein sarkastisches Wort über die Lippen gekommen, genug, Frosch ließ sich den nächsten Sonntag nicht sehen, und fand sich zu Mittag bei Falkensteiner ein. Dieser hatte schon längere Zeit die hektische Röthe auf den Wangen des Malers bemerkt, und suchte den durch die Kränklichkeit herabgestimmten und seine innere Zerrissenheit immer tiefer fühlenden Menschen auf das Suchen seines innern Friedens hinzuleiten. Diese Versuche bewirkten jedoch nie etwas Anderes, als daß Frosch einige Tage hindurch ausblieb, und erst vom Hunger gequält wieder erschien, wo er dann das naive Geständniß zu machen pflegte:

Ich wollte Ihnen trotzen, aber mein Magen ist immer stärker, als mein Hochmuth.

An dem oben erwähnten Sonntage entspann sich, vor dem Speisen, zwischen Frosch und Falkensteiner folgendes Gespräch.

Falkensteiner. Haben Sie das Grabmal meiner verstorbenen Frau, das Sie mir zu zeichnen versprachen, schon angefangen?

Frosch. Ja, hab's da, kann es Ihnen schon geben! War heute von sechs Uhr Früh bis eilf Uhr im Freien, und außer dem Todtengräber und seiner Familie und seinen Hunden der einzige lebendige Bewohner des Schmelzer Gottesackers.

Falkensteiner. Ah, schön! Das haben Sie recht gut gemacht! Sie sind schnell gewesen bei der Arbeit.

Frosch. Nicht sehr, ich habe oft zu zehn Minuten lang ausgesetzt, und meine Betrachtungen angestellt. Das Wagengerassel der ferneren Straßen, der wirbelnde Lerchengesang und das ferne Getöse von Wien gibt eine eigene harmonische Tonmischung, die dort mit der herr=

schenden Ruhe kontrastirt. Alles stürzt sich in den wogenden Strom der Lust, Niemand kümmert sich um die Freunde, die ihm abhanden gekommen; die Todten haben den Sonntagsmorgen alleine und ungestört für sich; die Sonne geht wie eine aufgewandelte Hostie beim Todtenopfer über die Grabhügel hin, der Kelch der Leiden aber fehlt ihnen, denn diesen haben schon die meisten im Leben ausgetrunken, und die höhnende, lügende Natur wirft ihre blumendurchwirkten Teppiche über den vermodernden Staub. Es wird da das Gegentheil der alten Mythe*) sichtbar, in der es heißt: daß durch das Säen von Steinen die Menschen aus der Erde wuchsen, denn hier wachsen durch das Säen von Menschen die Steine aus der Erde.

Falkensteiner. Sie sind ja heute begeistert; ich hörte Sie noch nie so lange hinter einander reden.

---

*) Deukalion und Pyrrha, in verhüllende Gewänder gekleidet, warfen, der Mythe nach, Steine hinter sich, die zu neuen Menschen wurden.

Frosch. Das ist mir jetzt leicht, denn was ich sagte, habe ich draußen geschrieben, und zwar auf das Blatt, auf welches ich mir früher die Contouren zeichnete.

Falkensteiner. Wollen Sie es mir nicht sehen lassen?

Frosch. O ja, ist nicht so viel daran zu sehen.

Falkensteiner (nimmt das Papier und liest) „Phantasien am Schmelzer Friedhofe! Was sind Grabsteine? Kurze, skizzirte Lebensgeschichten, auf denen die algebraischen Zeichen der Geburts- und Sterbejahre die Hauptrolle spielen, die wie Paranthesis und Claudatur, wie zwei Einschließungs-Halbmonde das ganze Erdenleben umschließen, von welchem übrigens selten eine Erwähnung geschieht. Oft sind es steinerne Aushängschilder steinerner Herzen, um die Niemand trauert, als der steinerne Engel mit der umgestürzten Fackel ohne Feuer, und mit den betrübten Augen ohne Thränen, und mit der trauernden, gebeugten Gestalt, der übrigens durch das Leidtragen am Embonpoint noch kein Abbruch

geschehen ist. Was ist aber der Mensch selber Anderes, als ein wandelnder Leichenstein, mit einer Inschrift voll Gedanken, Worte und Handlungen, die er selbst am besten zu lesen vermag, und die nur durch den Schlaf, und am Ende durch den Tod unterbrochen wird. Das, was ein solcher Leichenstein gewöhnlich nach Außen hin zur Schau trägt, sind glänzende, goldene Worte in der festen Lapidarschrift eines soliden Charakters, während im Innern nur der Moder und die Fäulniß der Selbstsucht wohnt."

„Wie öde ist der Gedanke: Auch über dich werden einmal die Zeiten und der Jahreswechsel vorüberrauschen; bald wird der Blüten- und Blumenschnee mit seinem vielfärbigen Schleier dich bedecken, und bald der Winterschnee sein weißes gespenstisches Leilach über dich breiten. Da liegen sie unten die schmutzigen dummen Gerüste nach dem abgebrannten Feuerwerk des Lebens, die hohlen zerrissenen Raketen, die oft unter dem Beifallsrufen der staunenden Menge sich hoch in die Luft erhoben, und die sich im Emporsteigen selber auszischten, wie Menschen, denen

es der innere Richter sagt, was eigentlich an ihnen ist, wenn auch das lobhudelnde Volk von Außen nur zu applaudiren und „Bravo“ zu rufen versteht. Eben wird neben mir, wie es die geneigte Holztafel anzeigt, eine Sängerin ausgegraben, deren eigenes Grab nur für den Zeitraum einiger Jahre bestimmt war. Ich entsinne mich, ihren Namen gehört zu haben; vor ungefähr fünfzehn Jahren machte sie im Kärnthnerthor Furore — ist nichts mehr da, als der Schädel — der wahrscheinlich öfter mit königlichen Diademen geziert war, als der einer wahren Königin. — Die Augenhöhlen kommen mir vor, wie verfallene Feueressen, auf denen glühende Blicke geschmiedet wurden. Siehe, auch sogar des Todtengräbers Taglöhner philosophirt; er betrachtet genau den Mund, und denkt sich wahrscheinlich: Wo sind jetzt die Nachtigallentöne, die einst daraus hervorgequollen? — Doch — wie hab' ich mich geirrt! Diese Leute sind praktischer, als man es denkt, er nimmt eingesetzte Zähne heraus, und lächelt: der Golddrath, der sich daran befindet, ist auch nicht zu verachten — der Mann

versteht sein Gewerbe. — Doch nun an's Zeichnen des Grabmales — das Grabmal wäre leicht, schwerer ist der verwetterte Hintergrund von tausend und tausend Kreuzen, über welche die Pflugscharr des Todes alle zehn Jahre hinfährt, um diese Blumen der Erinnerung zu stürzen, und sie mit der schwarzen Erde zu verhüllen, auf der wieder neue Kreuze auf eben so lange Zeit emporblühen*). — Schon wieder der Husten! Wenn es nun der Währinger-Pfiff sein thun thäte?**)

Falkensteiner hatte die letzten Zeilen gelesen, und sprach: Sie sollen aber mit Ihrem Husten

---

*) Die Mehrzahl der Grabmonumente, steht in den Wiener Begräbnißplätzen frei, denn die Wände sind schon längst gefüllt. Die großen Schachten, in denen für zehn bis vierzehn Individuen (groß und klein) Raum ist, werden nach Verlauf eines Decenniums geöffnet und neu gefüllt, natürlich schwinden dann auch die Kreuze; Monumente aus Stein werden nur auf eigenen, nie auf Commun-Gräbern aufgeführt.

**) So wird unter dem Volke jener Husten genannt, welcher ein hektisches Leiden anzeigt; er hat seinen Namen vom großen Währinger Friedhofe; weil er seine Opfer diesem, oder irgend einem andern in kurzer Zeit zuführt.

in der That keinen Spaß machen. Haben sie schon einen Doktor zu Rathe gezogen?

Frosch. Wenn ich schon einmal expedirt sein muß, wozu noch einen Doktor? Dann wird wohl der Husten allein mit mir fertig werden. Doch, mein' ich, ist es nicht so arg.

Falkensteiner. Sie thun aber nicht wohl daran, wenn Sie die rechte Zeit versäumen. Sie sollen auch nicht so früh am Morgen in's Freie gehen, die Morgenluft ist etwas zu rauh. Sind Sie heute in keiner Kirche gewesen?

Falkensteiner fürchtete aus Ernst, was Frosch halb im Spaß ahnte, und daher suchte er den Maler, dem das Scheiden von der Erde so nahe schien, auf eine Vorbereitung zum Tode hinzulenken, ohne ihm gerade diesen nahen Tod als unvermeidlich vor Augen zu stellen. Frosch war über die an ihn gestellte Frage betroffen, denn er mußte sich dabei sogleich denken: Warum fragt er mich eben jetzt, da ich schon einmal meine Gesinnung leise aussprach, und er mich seitdem mit allen Bekehrungsversuchen verschonte? Falkensteiner mag ein religiöser Mann sein, er hat

sich aber auch stets gegen mich tolerant erwiesen. Was nun antworten? Alle diese Gedanken zogen leicht und schnell am Geiste des Malers vorüber, nachdem die obige Frage an ihn ergangen war; und er sprach, wie folgt:

Wenn ich beten will, kann ich es ja an allen Orten, ist denn Gott nicht allgegenwärtig? Bedarf er der Ceremonien und des Formenwesens?

Falkensteiner. Es darf Sie nicht verdrießen, wenn ich Ihnen über diesen Punkt reinen Wein einschenke: Ihre Einwendung ist das Ergebniß des flachsten Romanendeismus; und mir kommt sie um so abgeschmakter vor, weil ich ihre Oede und Leere an mir selber fühlte, ich war auch zu meiner Zeit so, wie Sie jetzt sind, und weil ich die Pfeife gut kenne, aus der Sie blasen, so dürfte es mir auch gelingen, Sie auf ihren falschen Fingersatz aufmerksam zu machen. — Ihr Ueberallgebet ist eine Lüge, denn der katholische Christ, wenn er den einfachsten Unterricht in seiner Glaubenslehre empfangen hat, wird, wenn er aus Selbstverschuldung die Kirche vernachlässigt,

weder zu Hause, noch irgend wo anders etwas beten.

Frosch. Wenn Sie unter dem Gebete wieder nur die Form des Wortes verstehen, dann mögen Sie Recht haben, denn nur, wer sich der Form oder dem Buchstaben ganz entrungen hat, der vermag es, dem Geiste nach zu leben, und zu beten.

Falkensteiner. Wie wollen Sie dies Entringen vom Buchstaben verstanden haben? Ich will es Ihnen erklären. Sie meinen damit wahrscheinlich, man könne hier auf Erden thun, was Einem gerade einfällt, und somit halten Sie das ganze Gesetz, was uns ist gegeben worden, für den Buchstaben, und das dem Menschen so wohlgefällige Handeln nach seiner Willkür, das soll höchst wahrscheinlich die Kraftäußerung des freien Geistes bedeuten, und das aus dieser Ansicht hervorgehende Gebet wäre, kurz gefaßt, folgendes: Mein Gott, ich bin schwach, und thue hier was ich will — was liegt Dir viel daran — Du bist die Liebe, am Ende wirst Du uns Alle verklären! — Aber dies Gebet, obwohl ein irriges,

weil es die Gerechtigkeit Gottes verläugnet, ist am Ende noch zu gut für Leute mit Ihren Ansichten. Sie sollen so beten, wie jener Franzose, den die Zeit mit ihren Philosophemen ganz und gar verwirrt gemacht hatte, und der einmal in Gefahr, das Bedürfniß des Gebetes in sich fühlend, sich auf folgende merkwürdige Weise an Gott wandte: Mein Gott, wenn es einen gibt, nimm meinen Geist, wenn ich einen habe, zu dir in den Himmel auf, wenn einer ist!

Frosch. Aber ich meine, es ist immer noch ein Unterschied zwischen einem Menschen ohne Religion und zwischen einem solchen, der zwar Religion besitzt, aber nicht Lust hat, sich zu einem Betbruder machen zu lassen.

Falkensteiner. Sie irren, wenn Sie der Meinung sind, diese Ihre Worte könnten mich angreifen, ich sage Ihnen sogar, ich und jeder wahre Christ soll den Wunsch hegen, alle Menschen zu Betbrüdern und Schwestern im guten Sinne machen zu können, denn nur dadurch vermögen wir unser Herz der wahren Liebe aufzuschließen, wenn wir zu unserm Vater beten; thun

wir das nicht, so haben wir die Liebe verloren, und sind mit unsern Komplimenten und Ceremonien, mit unsern Fortschritten und unserer Civilisation nichts Anderes, als wilde Bestien mit schön gestreiften Fellen, die nichts Anderes suchen, als ihren Fraß und ihren Raub und ihre Lust.

Während dem wurden die Beiden in's Speisezimmer gerufen, es fanden sich daselbst auch ein Paar andere Gäste ein, und das begonnene Gespräch war somit abgebrochen. Frosch gab sich einsilbiger, als gewöhnlich. Durch seine kränkliche Reizbarkeit kam es, daß er jetzt leichter über etwas verdrossen wurde, als früher. Er blieb durch einige Tage aus. Falkensteiner beschloß nun, ihn zu besuchen und um die Ursache seines Nichterscheinens sich zu erkundigen. Frosch wohnte eben in der Kammer bei einem Schustermeister. — Ein Sohn des Schusters lag im Todesröcheln, das letzte Stadium der Lungensucht zeigte sich an seinen erdfahlen Zügen, und an dem beschwerlichen Ringen nach Luft. Falkensteiner, nachdem er sich erkundigt, ob Frosch zu Hause sei, schritt

schnell auf die Kammer desselben los, und fand ihn gemächlich in seinem Bette liegend, in Tabaksqualm eingehüllt und einen Roman von Cramer in der Hand. Frosch hätte, als er Falkensteiner sah, das Buch gerne verborgen, doch war es schon zu spät. Wie geht's Ihnen? fragte dieser: Was lesen Sie da? Frosch reichte das Buch verlegen hin. Falkensteiner hatte es kaum angesehen, als er es lächelnd wegwarf und sprach: Wenn ich es in den Händen eines Schustergesellen fände, so würde es mich nicht Wunder nehmen.

Frosch. Der Büchelmann (herumwandernde Leihbibliotheks=Inhaber) hatte eben nichts Anderes.

Falkensteiner. Wie mögen Sie sich denn damit entschuldigen! Stehen Ihnen nicht alle meine Bücher zu Gebote? Warum begehren Sie von mir nichts? Der arme Mensch im Zimmer draußen scheint eben im Sterben.

Frosch. So? Nun, war ohnedies keine Hilfe, er hat schon lange herumgezogen — nimmt doch einmal das Husten ein Ende.

Falkensteiner. Sie sprechen sich in der That höchst menschenfreundlich aus!

Frosch. Warum? Helfen kann ich ihm nicht, und wenn er stirbt, ist es für ihn die größte Wohlthat.

Falkensteiner. Warum sind Sie denn schon so lange nicht zu mir zum Speisen gekommen? (Keine Antwort.) Sind Sie vielleicht krank, und können nicht aufstehen, so werde ich Ihnen etwas schicken.

Frosch. Ist nicht nöthig, ich kann schon selber kommen; mir ist das Aechzen des Kranken ohnehin zuwider; ich werde mich hier bald aus dem Staube machen.

Falkensteiner entfernte sich — Frosch erschien zu Mittag, und bat um eine Lektüre, es wurde ihm unter andern Büchern belletristischen Inhalts auch Stolberg's Büchlein von der Liebe angeboten, er schlug es auf, gab es aber sogleich zurück, als er bemerkte, daß der Inhalt desselben ein religiöser sei. Geben Sie mir lieber etwas von Shakspeare, sagte er zu Falkensteiner. Dieser zeigte ihm die Werke des genannten Dichters,

mit der Bemerkung: Hier wählen Sie sich aus, was Sie wollen; ich halte Shakspeare selber für den größten aller Dichter, aber das Eine, was Ihnen noth thut, das kann er nicht, nämlich: Sie auf den rechten Weg bringen.

Wie nun Frosch lebte und zehrte, wenn er es nicht für gut fand, den Freitisch Falkensteiners zu besuchen, dies zeigte sein nachlässig geschriebenes Buch der Ausgaben, in welchem an jenen Tagen oder Wochen, an denen er nicht erschien, folgende Notizen à la Falstaff*) sich vorfanden:

Wurst 5 kr.,
Tabak 3 kr.,
Brod 2 kr.,
Bier 12 kr. auch bisweilen 20 kr.

Seine Gesundheit nahm daher sichtlich ab, oft hatte er auch nicht Geld genug, um die angezeigten Bedürfnisse zu erschwingen, und dann bildeten Tabak und Brod die einzigen ärmlichen

---

*) S. Shakspeare's Heinrich IV. 1. Theil, 2. Act. letzte Scene.

Ausgaberubriken. Stolz, Nonchalance und Faulheit brachten den genialen Menschen so sehr herab; Falkensteiner nahm ihn endlich, um eine geregelte Thätigkeit in sein Leben zu bringen, ganz in sein Haus auf, und wies ihm zur Wohnung das erste Stockwerk eines Gartenhauses an. Nun wurde Frosch in der That fleißiger, aber auch von Tag zu Tag kränker. Endlich bewog ihn Falkensteiner, den Doktor Ulemann zu Rathe zu ziehen. Frosch wollte nur von einem Manne Heilmittel annehmen, dessen Genialität erwiesen war. Falkensteiner, der den Doktor kannte, übernahm es selbst, seinen Kranken aufzuführen. Der Doktor, schon früher von den Talenten und der Lebensweise des jungen Mannes unterrichtet und seinen traurigen Zustand bemitleidend, empfing ihn liebevoll. Frosch, der vor dem großen Rufe des Arztes, den sich dieser in mehreren Gebieten der Wissenschaft erworben, auch eine große Achtung hatte, trat schüchtern ein, seine Befangenheit mochte noch durch den Umstand erhöht werden, daß der Doktor nicht für Geld kurirte, und daß seine Diagnose ge-

wöhnlich haarscharf über Tod und Leben entschied. Ulemann hatte kaum die Schüchternheit des Malers bemerkt, als er ihn bei der Hand faßte und zu sich auf einen Sessel zu sitzen zwang: Wo fehlt es Ihnen, armer Mann? So wurde der Kranke angeredet, — dem Doktor wären aber alle Fragen und Antworten nicht nöthig gewesen, denn er hatte im ersten Augenblicke genug aus dem Gesichte des Kranken gelesen, um ihm sagen zu können: Freund, für dies Leben bist Du verloren! Er sagte es aber nicht, sondern verabreichte dem Maler einen Thee, und gab ihm den Auftrag, wenn es mit ihm vielleicht schlimmer würde, so solle er sich wieder sehen lassen. Frosch war über die menschenfreundliche Behandlung des Arztes gerührt, und sagte im Fortgehen zu Falkensteiner: Wenn ich gesund werde, so will ich ihm ein Bild malen, welches ihm Freude macht; kaum aber hatte Frosch diese Worte ausgesprochen, als er auch schon wieder den Muth sinken ließ, und schwermüthig lächelnd sagte: Der Doktor meinte, wenn es schlechter wird, soll ich wieder kommen; er gab mir wohl einen Thee,

sah es mir aber wahrscheinlich auch an, daß ich schon den Thee habe.*)

Zu dieser Zeit hatte Frosch eben ein Bild für einen geachteten Geistlichen gemalt, als er es nun demselben brachte, fragte ihn dieser, was ihm fehle, weil er nicht ganz gut aussehe. — Ich bin krank, erwiederte Frosch betrübt, und wie es mir scheint, sehr krank. — Wenn Sie nun, sprach Jener weiter, bettlägerig werden sollten, haben Sie auch einen Ort, wo Sie auf die gehörige Pflege hoffen dürfen? — Ich habe wohl Bekannte, aber ich will Niemand zur Last fallen, lieber möchte ich auf einem Feldwege sterben.

Nun, auf den Fall, daß Sie sich legen müssen, kommen Sie zu mir — ich will sorgen, daß Sie in's Spital der grauen Schwestern kommen.

---

*) „Den Thee haben" ist eine Wiener Redensart und bedeutet: eine Krankheit haben, bei der an kein Gesundwerden, oder bei Kaufleuten, in einer Finanzverwirrung sein, bei der an kein Aufkommen zu denken ist.

Aus den Augen des Malers quollen Dankesthränen, er sprach gerührt: Ich meine, mein Herr, ich bin jetzt schon in dem traurigen Zustande, den gütigen Antrag annehmen zu können. —

Frosch ging zu Falkensteiner, und bedankte sich nach dem Mittagsmahle für alles Gute, was er bei ihm empfangen: er sagte in seiner naiven Tirolerweise: Seh's wohl ein, daß ich mich gegen Sie oft eselhaft benommen hab, aber Sie sind gescheiter und besser gewesen, als ich, mög' es Ihnen Gott vergelten, ich werde Ihr Haus kaum mehr betreten." Falkensteiner, den die Sprache, weil er sie von Frosch nicht gewohnt war, um so mehr ergriff, ging in ein anderes Zimmer, um eine Thräne zu verbergen. Bald kehrte er wieder, sprach dem Maler Trost zu, und meinte, er dürfe die Hoffnung noch nicht aufgeben. Es waren zwei Briefe an den Maler angekommen, denn seit zwei Jahren hatte Frosch seine Freunde ersucht, jedes Schreiben an Falkensteiner zu adressiren, um wegen dem bestän-

digen Wohnungswechsel nicht immer neue Adressen in die Ferne berichten zu dürfen.

Der eine Brief war von den Behörden seiner Vaterstadt, und enthielt die unter andern Umständen gewiß erfreuliche Nachricht, daß eine Verwandte ihm in ihrem Testamente sechshundert Gulden vermacht habe, welches Geld er ungefähr in einem Jahre nach gehöriger Ausweisung über seine Person zu Wien erheben könne.

Nun, sagte Frosch, den Brief seinem Freunde hinreichend, jetzt hab' ich es wenigstens so weit gebracht, daß ich ein Testament machen kann, denn ich selber werde von diesem Gelde kaum mehr viel brauchen.

Er las den andern Brief — der war von Rund, dieser hatte ihm schon über Ein Jahr lang nicht geschrieben — Frosch war begierig, was der Brief enthalten wird, denn Rund war auch Maler geworden, und hatte sich schon über zwei Jahre zu Rom aufgehalten. Er schrieb:

Rom.

Lieber Freund!

Die Zeit ist nahe, wo ich Dich sehen werde! ich zittere vor Freuden, wenn ich an unsere Zusammenkunft denke — ich gehe bald nach Wien. Ich verlegte mich ganz auf die Historie und, Gott sei Dank, nicht ohne Glück. Ich hoffe, Arbeit genug zu bekommen, die mir behagt. Wie bin ich begierig, etwas von Dir zu sehen. Wärest Du nur hier, da herrscht reges Leben der Kunst; Vater Koch*) hätte eine pudelnärrische Freude, wenn Du sein Schüler würdest; er ist ein eben so origineller Kerl wie Du. Als ich seine Rumforder Suppe**) las, dachte ich oft an Deine Kunstansichten, die Du schon als Studiosus bisweilen ausgesprochen. Vielleicht gehen wir einmal mitsammen in den Himmel der Kunst, nach Italien, denn ich bin nicht Willens, mich für

*) Ein berühmter Landschaftsmaler (gebürtig aus Tirol), der aber jetzt schon todt ist.

**) Ein sarkastisches Buch über Kunst, Künstler und Kunstkennerei, von Koch.

immer in Deutschland niederzulassen. — Uebermorgen reise ich schon ab, bald also werde ich dem Briefe nachfolgen. Ich wollte Dich Anfangs überraschen, und Dir meine Ankunft nicht melden, aber die Freude macht mich geschwätzig. Eben holt mich ein Freund ab, daß ich mit ihm verabredeter Maßen die Peterskuppel besteige. Ich sah schon öfter die schöne Welt, von da droben aus, zu meinen Füßen liegen, mein Freund wird sie heute zum ersten Mal sehen. Ich nehme eine Bleifeder mit, und vollende droben den Brief. Wie müßt ihr euch nun plagen, ihr Füße, um den Augen eine Freude zu machen.

Von der Peterskuppel.

Roma, die Stadt der Weltgeschichte, liegt auf zwölf Hügeln ausgebreitet zu meinen Füßen! Was hätte Cäsar oder Oktavian August für eine Freude gehabt, wenn sie von diesem erhabenen Standpunkt aus die Stadt ihrer Triumphe, das Zauberland ihres Ruhmes gesehen hätten? Wie hätte es Nero ergötzlich gefunden, von hier aus sein großes Feuerwerk anzuschauen, als es ihm einst in den Sinn kam, die ganze Stadt Rom

als ein Feuerwerksgerüste, und die Römer als herumfahrende, pfeifende, prasselnde Raketen zu betrachten. — Welch' ein Chaos von Palästen mit marmornen Treppen und Säulengängen, von altergeschwärztem Mauerwerk und jugendlich grünenden Cypressen, von steinernen Obelisken und Springbrunnen, die aus der Mitte ihrer Marmorbecken aufwachsen, wie Lilien in Porzellangefäßen; von zerstörten heidnischen Tempeln, an deren Säulen der Epheu rankt, und von christlichen Kirchen, ob deren Kuppeln und Thürmen die Kreuze im Sonnengold strahlen! Weiße Villen glänzen in der Ferne auf dem dunkeln Grunde von Citronen- und Eichenhainen! Die vergeßliche Tiber rinnt so unschuldig dahin, als ob ihre gelben Wellen nie angeschwollen wären von vergossenem Menschenblut. Spielend wälzt sie sich in den grauen Flächen der Campagna, wie eine ausruhende Riesenschlange, welche einmal die Welt umschlungen, O Rom! Rom! Rom! Schade, daß so viele Menschen sterben müssen, ohne Dich gesehen zu haben; der Dich je sah, trägt einen Himmel der Erinnerung in seiner Seele! Und

der von Dir hörte, der müßte kein Mensch sein, wenn die Sehnsucht, Dich zu sehen, ihn nicht verglühte! Freund, ich komme zu Dir, und möge es der Himmel fügen, daß wir einmal mitsammen reisen in's neue Jerusalem. Bald ein Mehreres mündlich von

Deinem

aufrichtigen Freunde

Thomas Rund."

Ich bekomme Geld und Freunde, wenn ich wahrscheinlich keines von Beiden mehr brauchen werde; — so dachte sich Frosch — faltete den Brief, ging in das Gartenhaus, machte dort noch einige Pinselstriche an einer halb vollendeten Landschaft, und rauchte seine letzte Pfeife; dann empfahl er sich von seinem Freunde, bat ihn, er möge seiner nicht vergessen und ihn bisweilen besuchen — hierauf ging er in's Spital.

Zwanzigstes Kapitel.

Besuche im Spitale.

> Noveas hombre en el Mundo, a quien no pienses, que has de tener en lugar de propio hermano, con cuya prosperidad no te regociges, y te entristezcas con su adversidad.
>
> Juan Luis Vives.

Spital, schauerliches Haus! Dicker Lexicon voll fürchterlicher Worte, die zwischen dem ersten Buchstaben; Armuth, Aussatz, Alter, und dem letzten: Zucken, Zugpflaster, Zusammenpacken und Zwangsmittel sich hinziehen! Großes Theater des Elendes, wo der Tod mit seiner Sense, wie ein Souffleur mit seinem Stäbchen, einem Schauspieler nach dem andern zum Abgehen winkt! Spital! Du mit großen Fraktur-

buchstaben geschriebenes Zeugniß von dem Misere des Menschenlebens! Geöffneter Rachen, der nie gesättigt wird, und immer lüstern ist nach neuen Seufzern, und dem krampfhaft ausgestossenen Todeshauch! Wie schauerlich und ergreifend ist deine Schattenseite! Doch soll uns auch die Betrachtung von deiner Lichtseite aus nicht entgehen; denn Dein Entstehen ist begründet auf den christlichen Werken der Barmherzigkeit, und je weniger du verrückt wirst von deinem Fundamente, desto mehr vermagst Du auch Armuth und Noth, Krankheit und Schmerz zu lindern, desto mehr wird in Deinen Mauern, nicht nur das leibliche Genesen gefördert, sondern auch auf das Gesunden des Geistes hingewirkt werden. Was für ein himmelweiter Unterschied in der Krankenpflege zwischen Wärterinnen die um des irdischen, und solchen, die um des himmlischen Lohnes willen dienen! Wer vermag von den erstern, welche das liebe Geld zum Dienste berufen hat, immer den schmutzigen Eigennutz, oder sittenlose Roheit zu entfernen! Wer vermag hingegen den letzteren ihre Hingabe und Aufopferung, ihr Verzichten

auf alle Lebensfreuden und ihre von Gott ausgegangene und zu Gott führende Liebe zu belohnen? Kein Mensch auf Erden! Die Hospitäler der barmherzigen Schwestern sind Einer von den vielen Beweisen für die Wahrheit der Kirche, einzig nur aus ihrem Schooße vermögen solche segensreiche Institute hervorzugehen; selbst dem frivolsten und geistlosesten (weil ganz in der Materie versunkenen) Spötter stockt das Wort auf der Lippe, wenn er diese frommen Jungfrauen, (um nicht, wenn er ihr Wirken als ein vom Himmel ausgegangenes erkennt, in den Lebenskreis des katholischen Christenthums gezogen zu werden) als Schwärmerinen erkennen will. Obige Ansicht hat Schreiber dieses vor zwanzig Jahren veröffentlicht — jetzt ist es anders geworden. Während in Frankreich, welches blutige Revolutionen durchgemacht hat, die barmherzigen Schwestern allgemeine Hochachtung genießen, während dort die dankbaren Armen, die von ihnen gepflegt worden sind, selbst ihrer Wohlthäterinen um Christi willen nicht vergessen, wenn die sterblichen Leiber derselben im Grabe liegen,

während man in Paris auf dem Gottesacker Mont Parnasse, wo die Filles de la Charité rechts beim Eingang einen eigenen mit Gittern abgeschlossenen Raum für ihre Gräber haben, hunderte von Immortellenkränzen findet — hat es in Deutschland, im Lande der Toleranz, eine verruchte Bande von wüthenden, theils ungetauften theils getauften Feinden des Christenthums und seiner segensreichen Institutionen durch endloses freches Lügen und Schmähen dahingebracht, die barmherzigen Schwestern aus manchen Instituten hinauszudrängen, und ihre Stelle durch fügsame weltliche Krankenwärterinen zu ersetzen. Die armen Kranken werden nicht gefragt, wie es ihnen unter dem neuen Regiment ergeht, sie könnten unliebsame Enthüllungen machen!

Es ist maßlos, wie unverschämt in Deutschland auf die Beschränktheit des armen Volkes zum Schaden und Nachtheil dieses armen Volkes gesündigt werden kann. Es mag hier eine Parallele zwischen Frankreich und Deutschland ihren Platz finden, wir haben dieselbe in einer Skizze über die Pariser Friedhöfe niedergeschrieben:

„Der Franzose bewahrt in den corruptesten Städten einen ritterlichen Sinn, und die Achtung vor den Frauen, welche aus Liebe zu Gott die Kranken pflegen, ist allgemein; wer es wagen würde, über die barmherzigen Schwestern zu spotten oder zu schmähen, der hätte es mit den Armen zu thun, die ihre Barmherzigkeit an sich erfahren haben. Die Vorgänge anderwärts, wo ein Rudel von verkommenen Juden mit einigen der Ehre vergessenen Christen im Bunde eine Hetzjagd von Lüge, Spott und Schmach an armen Klosterfrauen sich erlaubt — diese Vorgänge charakterisiren ein verführtes heruntergekommenes Volk und seine Leiter. Wenn dieses Volk heute oder morgen erwacht und es erkennen wird, wie es betrogen worden, dann wird auch für die falschen Propheten eine Stunde der Vergeltung schlagen. In Paris gibt es doch wenigstens auch Lichtpuncte im christlichen Leben, es gibt erfreuliche und erhebende Erscheinungen, es gibt eine unverfälschte öffentliche Meinung über die christliche Krankenpflege und über die Dienerinen derselben, und es gibt am Ende so viel praktischen

Sinn, daß man auf dem Kranken- und Sterbelager lieber eine barmherzige Schwester an seiner Seite hat, die Pflege, Gebet und Segen spendet, als einen schmutzigen Juden, der dem Sterbenden ein eben so schmutziges Zeitungsblatt vorhält.

Unter solcher Pflege befand sich der leidende Frosch. Als am ersten Tage der Geistliche erschien, um den Kranken zum Empfange der Sakramente vorzubereiten, zeigte er sich ganz willig und stellte nur die Bitte, man möge ihm jenen Priester herbeirufen, durch dessen Fürsorge er sogleich in dieses Hospital aufgenommen ward. Die Bitte wurde ohne Umstände gewährt, denn Frosch war noch nicht in Todesgefahr. Der Gerufene erschien am nächsten Morgen. Einen Tag darnach erhielt Frosch einen Besuch von Falkensteiner, und wir wollen den Dialog, welcher zwischen Beiden gehalten war, so viel als möglich getreu wiedergeben; und nur das Unbedeutende aus demselben ausscheiden.

Falkensteiner. Nun wie geht es Ihnen?

Frosch. Ich muß Ihnen schon das antworten, was einmal ein Lahmer zu einem Blin-

den auf diese Frage erwiederte, nämlich: wie Sie sehen!

Falkensteiner. Sie scheinen ja nicht so übel aufgelegt zu sein?

Frosch. Das ist leicht möglich, einige Tage früher war ich der Verzweiflung nahe, jetzt ist mir leicht und gut, nur werd' ich bisweilen von einer Bangigkeit befallen.

Sie sehen mich so traurig an, und halten mich wahrscheinlich noch für den verstockten Philosophen, der ich früher war — doch das hat sich geändert. Ich bin bekehrt — für diese Welt zu spät, für die andere aber denk' ich eben recht.

Falkensteiner. Es wäre Verstellung, wenn ich nicht meine Freude über ihre Nachricht aussprechen würde, ich bin aber begierig zu wissen, was zu ihrer Willensänderung Veranlassung gab?

Frosch. Veranlassung? O wie oft hätte ich diese im Leben gehabt — aber ich wollte nicht. Als am ersten Abend eine Schwester vorbetete, und feierliche Stille im Saale herrschte, da war es mir, als ob mein Herz zerrissen würde, ich kämpfte eine Zeit mit mir — endlich aber quollen

meine Thränen, der verstockte Wille brach — ich betete seit Jahren zum Ersten Male, es kehrte der Gottesfriede in meiner Seele ein. — Mit mehr Liebe und Aufopferung, wie ich da die Kranken und mich behandelt sehe, kann eine Mutter ihr Kind nicht behandeln. Wenn es möglich wäre, so müßte sich hier selbst der Teufel bekehren! derselbe Teufel, über den ich so oft in lustiger Gesellschaft meine Witze machte. — Wie ist mir jetzt alles so klar, weil ich nur selber will! Warum sollte Gott, der die Menschen schuf, nicht auch geistige Wesen geschaffen haben, und warum sollten unter ihnen nicht welche gewesen sein, die im Stolze gegen ihren Schöpfer sich empörten. — Habe doch auch ich mich gegen meinen Gott empört, und bin lange Zeit ein Teufel, und das noch ein recht ein dummer Teufel gewesen. — O wie dünkte ich mich weise, wie verachtete ich alles, was meinen Ansichten entgegen war, und wie sehr bewundere ich jetzt Ihre Geduld und Ruhe, mit der Sie oft zu mir sprachen.

Falkensteiner. Aber wird Sie das Reden nicht zu sehr anstrengen?

Frosch. Anstrengen? Was kann es mir denn viel schaden? Was ich Ihnen sage, ist freilich alt, Sie wissen das längst — aber es macht mir Freude, meine trostvollen Gedanken mittheilen zu können, besonders Ihnen, der Sie jederzeit an meinem Wohle so herzlichen, und von mir so wenig verdienten Antheil nehmen. Hier ist Stollberg's Büchlein von der Liebe, das ich aus der Bibliothek des Hauses zu leihen nahm, und das ich noch nicht gar lange bei Ihnen verschmähte! Warum werden Bücher von so himmlischer Geisteskraft und überzeugender Wahrheit so wenig gelesen? — Wenn ich es nur noch erlebe, meinen Freund Rund zu sehen, er wird von Rom kommen — er war immer christlich und führte ein gerechtes Leben; in seiner Nähe wagte ich nie zu spotten, und doch hätte ich ihn oft gern von der Kirche, in der er mit ganzer Seele lebte, auf meine sogenannte liberale Seite herübergezogen. Wie wird es ihn so innig freuen, wenn er vor meinem Hinscheiden aus meinem Munde hört, daß ich mich auf's Neue in das Buch des Lebens habe einschreiben lassen.

Ueber Verschiedenes wurde noch gesprochen — am Ende vermachte Frosch dem nun geehrten Wohlthäter sein Tagebuch — in welches er aber jetzt noch Mehreres schreiben wollte, und dessen früher geschriebene Seiten er bisweilen lächelnd durchblätterte. Als Falkensteiner ihm die Bestimmtheit seines Todes ausreden wollte, sagte er, (wie es bei Lungensüchtigen gewöhnlich nicht der Fall ist, welche so gerne jede Idee, die eine Lebensvertröstung enthält, auffassen,) bestimmt und fest: Ich werde bald sterben, ich fürchte mich wohl und zage, aber ich verzweifle nicht und verzage auch nicht. Ich darf ja auf ein gnädiges Urtheil hoffen! Als sich Falkensteiner empfahl, rief ihm der Kranke noch nach: Bringen Sie mir was zur Unterhaltung zu lesen, aber doch ein Buch, das auf die Ewigkeit Bezug hat — z. B. vom frommen Claudius, den ich früher zu lesen unter meiner Würde hielt.

Nach einigen Tagen stellte sich bei Frosch ein Besuch anderer Art ein. Es kam nämlich ein ganz wüthender Künstler, der früher öfter mit Frosch in Gesellschaft war, und mit ihm auch

gleiche Gesinnung theilte. Nach den gewöhnlichen Fragen, die man an einen Kranken stellt, und den Tröstungen, die man ihm vorsagt, fuhr der Freund des Kranken auf einmal wie eine Schlange auf, als er diesen von Gottergebung reden, und die Worte des Heilandes anführen hörte: „Wer an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht sterben." — „Wie, rief er aus, Dich haben sie also auch herumgekriegt, und Du hast Deinen freien Geist knechten lassen, und wagst es nicht, zu sterben in der Naturinnigkeit, und Deinen Geist abzuliefern an die Uridee, von welcher er ausgegangen? Pfui der Schande, ich hätte Dich nimmer für so charakterlos gehalten, bei dem System, was der Mensch einmal aufgefunden und was er anerkannt hat, dabei soll er bleiben, und damit soll er, wenn es noth thut, auch sterben. Uebrigens ist ja Dein Tod nicht gewiß!" „Ja," erwiederte Frosch, „mein Tod ist gewiß, aber was Du da gesagt hast, das ist ein Unsinn." — „Siehe, lieber Freund," entgegnete der Maler, der mehr von einem Versucher als von einem Besucher

an sich hatte, „aus Dir redet die Schwäche, die Festigkeit des Charakters ist von Dir gewichen." „Erlaube mir," sagte Frosch nach einer Weile, mit starren Augen den Wüthenden anblickend, „erlaube mir nur einige Worte: Gesetzt den Fall, mein jetziger Glaube wäre nur ein beseligender Wahn, der mir das Sterben leicht macht, wäre jener nicht ein Teufel, der ihn mir entriße? Nun ist aber die Sache umgekehrt — und Du lebst im Wahn, aber in einem Wahn, der Dich unglücklich macht, und das ewig, wenn Du ihn nicht bei Zeiten fahren lässest; ist es denn nicht sogar eine Pflicht von mir, wenn ich thue, was ich kann, um Dir die Augen zu öffnen? Da es mir unmöglich ist, den ganzen großen Schaden gut zu machen, den ich durch meine Zunge in der Zeit des Irrthums angerichtet, ist es nicht meine Pflicht, ihn zum Theile, und so viel ich kann, zu vergüten?" „Sage mir davon nichts, erwiederte der Andere, sich die geistigen Ohren zuhaltend, sei es, wie es immer sei, das mußt Du mir doch gestehen, daß der kein Mann ist, der auf dem Wege umkehrt, den er Jahre lang gewan-

delt; denn er zeigt einen unverzeihlichen Wankelmuth, aber keine männliche Beständigkeit.

Als Frosch diese Worte vernommen, zuckte ein sarkastisches Lächeln über seine fahlen Züge, es war der Vorbote eines Gedankens, der in ihm aufdämmerte, und mit welchem er dem Andern sein unsinniges Beständigkeitsprinzip beleuchten wollte. Höre, sagte er zu ihm, und unterbreche mich nicht, bis ich ausgeredet habe. Gesetzt den Fall: Du reisest von Brünn nach Wien, und es begegnet Dir ein Freund auf dem Wege, gegen Brün zu gehend, und Du fragst ihn: „He Alter! wohin?“ Und er antwortet Dir: „Ich will nach Rom!“ so wirst Du diese Antwort für einen Scherz halten — wenn aber der Andere im Ernste dabei verharren sollte, so wirst Du ihm sagen: „Freund! Du gehst gerade den entgegengesetzten Weg, kehre um und geh' mit mir, sei kein Narr!“ und der erwiedert Dir, Dich stolz anblickend: „Ich bin ein Mann und bleibe beständig, und werde es selbst im Irrthum bleiben. Uebrigens ist ja ein altes Sprichwort, und das heißt: es geht der Weg überall nach Rom!

und sollte ich nun schnurgerade um die Erdkugel wandern müssen, ich gehe nicht zurück!" und Du sagst ihm wieder: Es wird Dir aber der eisige Nordpol im Wege liegen, und der wird Dich kalt machen für immer! Und er erwiedert auf's Neue und zwar mit philosophischer Kälte: „Nun gut, so erfriere ich, und habe wenigstens den Trost, daß ich als Mann erfroren bin!" Du! nachdem Du diese letzte Rede vernommen, wirst weiter gehen, und dir denken: Der Kerl ist verrückt, es läßt sich kein vernünftiges Wort mit ihm reden, ich habe das Meine gethan, ihn abzuhalten, da es aber nichts gefruchtet, so soll er meinetwegen zum Guguk gehen. — Verstehst Du nun, was ich mit dem Gleichnisse haben will?

Ja wohl, erwiederte der Andere, nur hab' ich das Eine dagegen einzuwenden, daß der Weg zur Wahrheit schwerer zu finden sein dürfte, als der Weg nach Rom.

Und ich, sagte Frosch, (nach einem Band von Claudius greifend, der ihm auf sein Verlangen von Falkensteiner war gesandt worden,) bin vollkommen überzeugt, daß jeder dieser Wege

gleich leicht zu finden ist, wenn man nur auf einen Rath hört, und sich nicht selbst für weiser hält, als die ewige Weisheit. Hier las ich eben zuvor ein Gleichniß, welches deine Einwendung in's wahre Licht zu stellen vermag; und der Andere las flüchtig die bezeichnete Stelle:

„Es war einmal ein Edler, dessen Freunde und Angehörige durch ihren Leichtsinn um ihre Freiheit gekommen, und in fremden Landen in eine harte Gefangenschaft gerathen waren. Er konnte sie in solcher Noth nicht wissen, und wollte sie befreien. Das Gefängniß war fest verwahrt, und von inwendig verschlossen, und Niemand hatte den Schlüssel. Als der Edle sich ihn nach vieler Zeit und Mühe zu verschaffen gewußt hatte, band er dem Kerkermeister Hände und Füße, und reichte den Gefangenen den Schlüssel durch's Gitter, daß sie aufschlößen, und mit ihm heimkehrten. Die aber setzten sich hin, um den Schlüssel zu besehen, und darüber zu rathschlagen. Es ward ihnen gesagt, der Schlüssel sei zum Aufschließen, und die Zeit sei kurz. Sie aber blieben dabei, zu sehen und zu rath-

schlagen, und einige fingen an, an dem Schlüssel zu meistern, und daran ab- und zuzuthun. Und als er nun so nicht mehr passen wollte, waren sie verlegen, und wußten nicht, wie sie ihm thun sollten. Die Andern aber hatten ihren Spott und sagten, der Schlüssel sei kein Schlüssel, und man brauche auch keinen."

Nachdem der Freund Frosch's diese Stelle gelesen hatte, legte er das Buch auf ein neben dem Bette stehendes Tischchen, und entfernte sich mit den Worten: „Lebe wohl, ich habe eben jetzt einen nothwendigen Gang, ich wünsche Dir Besserung, und werde Dich bald wieder besuchen." So ging er fort, aber er besuchte Frosch nimmer, und besserte sich selbst im geistigen Sinne, wie zu vermuthen, eben so wenig, als bei Frosch im leiblichen an eine Besserung zu denken war — aber wahrscheinlich hält er sich noch für einen Mann von Grundsätzen, von festem Charakter, von eiserner Beständigkeit, und dieser erhabene Gedanke ist sein Stolz und seine Freude — so lange es gehen mag.

Verlassen wir nun auf eine Weile das Spi-

tal, und begeben wir uns unter einen sehr belebten Thorweg eines Durchhauses der guten Stadt Wien. Wir sehen dort zwei junge Männer beschäftigt, ober einer hölzernen Bude mit Glasfenstern, einen Schild mit goldenen Lettern aufzuhangen; nachdem diese bedeutende Arbeit geschehen ist, stellen sich die Beiden mit verschränkten Armen in die möglichst weiteste Ferne, und betrachten mit sichtlichem Vergnügen die goldene Aufschrift, welche lautet: Riecke und Weniken. Die beiden Männer haben ein Geschäft auf eigene Faust unternommen, und fühlen sich glücklich inmitten ihrer Barometer und Perspektive, denn die Erstern zeigen ihnen bei ihrem Geschäfte: Schön Wetter, und durch die Zweiten erblicken sie goldene Berge. Wir wollen ihnen zu ihrem Unternehmen alles Gute wünschen, und stellen uns, (es kommt eben der Abend heran), ein wenig in ihre Nähe, um ihr Gespräch zu hören.

Weniken. Ich sage Dir nur, Ladewich, laß erst den Tag 'ran kommen, was da die Buchstaben für eine Glorie machen werden!

Riecke. Ich glaube, wenn mein Vater hier sein thete, und seinen Namen in Gold sehen könnte, er möchte vor Freuden einen Kirsch und Nelken jenießen.

Weniken. Und wenn das so fortgeht, so kann es noch ein wahres Vergnügen werden, denke Dir, heute allene sind an die zwei Dutzend Brillen, drei Perspektive, und fünf Barometers losgegangen. Das wäre doch der Deubel, wenn unser Renomeh nicht immer stärker werden thete. Für heute wollen wir unser Conthor zuschließen, und nachsehen, was zu Hause unsere Gesellen machen.

Riecke. Hast Du schon gehört, der Maler Frosch geht och auf den letzten Beenen, wir sollten ihm doch mal 'ne Visite machen, er ist immer ein fideler Kautz gewesen, und hat sich nie nicht genirt mit uns zu gehen, als wir noch arme Deubel waren.

Weniken. Ja, ja, ich bin dabei, morgen ist Sonntag, weißt Du sein Logis?

Riecke. Es ist in Gumpendorf, die Leute dhun es bei die grauen Schwestern heißen, 's ist

so 'ne Art Spital, und für Kranke soll's dort gar nicht übel sein.

Weniken. Nu, wir wollen seh'n; von dort glaub' ich, ist nicht sehr weit zu die kleene Linie, da haben wir schon eenmal schönes Bier getrunken, wir wollen nach der Visite hinausgeh'n.

Riecke. Aber in keene Kneipe, das ist an Sonntagen sehr unanständig und gemeene, wir gehen in ein Kaffeehaus, zahlen da für die Halbe um einen Kreuzer mehr, und haben dafür solide Gesellschaft.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß Frosch am folgenden Nachmittage seine zwei Freunde auf Besuch bei sich sah, die ihm in ihrer gemüthlichen Weise den Trost des Dableibens und Besserwerdens zusprachen. Sie erkundigten sich genau um die Bedienung, Pflege u. s. w. des Hospitals, und fanden den wachseingelassenen Fußboden, den hohen Saal, die reinen Betten, und alles miteinander recht schöne. Mehr Freude aber noch als Frosch, mochte sein Bettnachbar über den Besuch haben, denn auch er war ein gebürtiger Berliner, und hatte, wenn er

auch schon lange Jahre nicht mehr daselbst haus'te, doch die lieblichen Mauern seiner Vaterstadt, an denen im Sturme sich die Wogen des Brandenburger Sandmeeres brechen, nicht vergessen. An dem nämlichen unheilbaren Uebel wie Frosch leidend, verscheuchte er doch bald seine trüben Gedanken, als die Jugenderinnerungen in seinem Geiste auftauchten; die jungen Landsleute fragten ihn, wie er denn in's katholische Spital käme? Er sagte ihnen, daß er Katholik sei, daß er aber auch als Protestant hereingegangen wäre; er zeigte ihnen auch Einen ihrer Confession, und bemerkte am Ende, im Elend sucht man dort Hülfe, wo man sie findet, und Pflege, wo sie am liebreichsten ist. Es gewährte ihm auch noch einen Herzenstrost auf dem Krankenlager, seinen jungen Landsleuten von den Heldenthaten zu erzählen, deren er sich schuldig gemacht, und von der fürchterlichen Courage, mit der er in den Kriegszeiten behaftet war; die Erzählung seiner gloriosen Ereignisse wurde aber mit der schon stereotypen Phrase begonnen: Jungens, ich hab' auch mitgeholfen, Anno dreizehn

die Karre aus'n Morast schieben, ich hab' Euch Allens mitjemacht u. s. w.

Die Berliner entfernten sich, und im Fortgehen sagte Weniken zu Riecke: Was meinst Du, könnte man denn nicht bei uns auch so ein barmherziges Spital aufrichten? — O ja, ich wüßte nur eenen Haken, ich meene, man krigte bei uns keene Mädchens dazu. — Du kannst recht haben, Ladewich, sagte nach einigem Nachsinnen Weniken zu seinem Freunde, es würde in Berlin sehr daran manjeln, und das ist wegen die Verhältnisse!

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das letzte Blatt im Lebensbuche des Max Frosch.

Questo è tempio di Dio: qui son le sedi
De' suoi guerrieri, e tu avrai loco in queste.
Quando ciò fia? Rispose. Il mortal laccio
Sciolgasi omai, s'al restar qui m'è impaccio.
La Gerusalemme liberata XIV. 7.

Das Tagebuch eines Menschen, der mehr in dasselbe hineinzuschreiben weiß, als seine Ausgaben und Einnahmen, seine Unterhaltungen und Landpartbieen, seine: dort gewesen und da gewesen, Jener mit gewesen und Diese mit gewesen, gut unterhalten oder schlecht unterhalten, das Tagebuch also eines Menschen, der das hat, was man Geist nennt, wird ein treueres Bild seiner Seele sein, als seine anderweitigen Worte

und Handlungen, welche mit Vexir- oder Hohlspiegeln eine Aehnlichkeit haben, weil diese selten den innern Willen und Gedanken in seiner aufstrebenden Freiheit zeigen, sondern ihn nur mit dem Bimsstein der allgemeinen Lebensart und der Mode abgeschliffen, und mit der Politur der Civilisation geglättet zur Schau tragen.

Diese Periode muß wohl zunächst deßwegen hier ihren Platz finden, weil sie das öftere Anführen von Tagebuchsextracten beschönigen soll. Hier folgen nun die letzten niedergeschriebenen Gedanken von Max Frosch:

Auszug aus dem Journal eines, der den Tod erwartet.

Wie viel anders sieht der Mensch das Leben an, wenn er sich der, für den Augenblick süßen Meinung hingibt, es dauert noch recht, recht lang, z. B. ein halbes Jahrhundert; als wenn er die Ueberzeugung hat, daß es recht, recht bald zu Ende gehe. Der letzteren Ueberzeugung bin ich. Mein Leben war verfehlt, das Andenken an die Vergangenheit brennt in meiner Seele, es brennt

noch fort, nachdem ich die Schale reuiger Zähren darüber ausgegossen. — Könnte ich jetzt reden — fürwahr ich würde ein anderes Glaubensbekenntniß ablegen, als das, mit welchem ich mich öfter auf Bierbänken in flotter Gesellschaft gebrüstet habe! — Meine Freunde werden wie vor und ehedem draußen sitzen im Lerchenfeld, und wenn sie eben nichts anders zu reden wissen, wird vielleicht einer fragen: Wißt Ihr nicht, wie es dem Frosch ergeht? Und ein Anderer antwortet: Nu, er wird kaum mehr große Sprünge machen, sein Gesicht ist schon in die hypokratische Larve umgewandelt; und ein Dritter (vielleicht der Tiefsinnigste) bemerkt: Ist doch ein sonderbar Ding das Sterben, und darauf sagt ein Vierter: Hast Du schon die neue Posse gesehen — und da fangen sie alle zugleich an von der neuen Posse zu reden, und haben auf Frosch und auf das Sterben und auf Alles miteinander vergessen, denn der Witz ist lustiger, als der Tod.

Heute ging ich mühsam in die Kapelle, um der Messe beizuwohnen; ich war vom Liede, wel-

ches die Schwestern sangen, tiefinnig ergriffen, je mehr die Schale des Naturlebens vermodert, sich verdünnet und ihrem völligen Zerbrechen entgegengeht, desto weniger lebt der Geist der Täuschung, besonders wenn er den Frieden gefunden, den die Welt nicht geben kann — was wäre ich jetzt ohne diesen Frieden? Ein Verzweifelnder. Gott sei Dank, daß ich es nicht bin! Die Hände der Schwester, welche die Orgel spielte, dünkten mir zwei heilige Gestirne, aus denen die Tonstrahlen auf die Klaviatur strömen, um durch die Wärme der Töne das in Sünden erstarrte Herz zu beleben.

Welch' ein himmelweiter Unterschied, ein frommes Weib an einer Orgel, und ein leichtfertiges an einem Flügel sitzen zu sehen; die äußere Handlung des Spieles ist analog, und doch welche Verschiedenheit in der Geberde! Meine Gedanken waren während der Opferhandlung zerstreut — aber wenigstens nicht der Sünde zugewendet. — Wenn ich da in meinem Bette liege, um meinen Leib auf einen andern Schlaf vorzubereiten, habe ich oft die wunderlichsten Gedan=

ken. Wenn ich die Gestalten der Schwestern ernst und würdevoll auf- und niederwallen sehe, um zu helfen und zu trösten, da dünkt es mir, als sei ich nicht im verworrenen neunzehnten Jahrhundert, wo man die Philanthropie mit den Lorbeeren und Rosinen schöner Redensarten in die Bücher, wie in Fäßer eingepöckelt hat, um sie aus den Herzen, in denen sie früher frisch und blühend unter dem Namen der christlichen Nächstenliebe wohnte, loszubringen. Die moderne Uhr, welche dort an der Wand hängt, beleidigt dann meine Augen, denn sie zeigt mir eine Zeit, die Schuld war (freilich nur zum Theile) an meinen Verirrungen.

Heute starb der alte Berliner; er muß eine gute Seele gewesen sein, und zeigte eine große Ergebung. Gestern trieb er noch seine Lieblingsbeschäftigung, nämlich: das Witzmachen. Ich konnte mich bei all' meinem eigenen Elende des Lächelns nicht erwehren, als er nach einer mühsamen, durch Husten unterbrochenen Schlachterzählung, die Bemerkung machte: Ich habe manchmal in meinem Leben gefochten, aber

noch viel öfter davon verzählt, das Fechten ist schon lange vorbei, mit dem Verzählen wird's auch bald zu Ende gehen, und Männeken, ich hab' auch was Ehrliches gelogen; aber es war Alles für's Vaterland, und dadrum ist auch mein Gewissen nicht sehr beschwert. Als ihm nun sein anderer Nachbar sagte: Darüber könnt Ihr Euch trösten, was für's Vaterland geschah, mag das Vaterland auch verantworten; der Schlachten-Erzähler erwiederte ganz ruhig: Det is es ebend, wat ich meene.

So hab' ich auch den alten und getreuen Freund Thomas Rund noch vor meinem Tode gesehen! — Er weinte, als er mich sah, und ich zum deutschen Händedruck ihm eine abgezehrte Hand hinreichte, als er mein im Zehrfieber wallendes Blut durch die Oberfläche der Haut zucken fühlte, welches wie tausend Hämmerlein an meine Todtenglocke schlaget. Wie sich die Engel freuen über eines Sünders Bekehrung, so freute auch er sich, der dem Hirten getreu geblieben, als ich es ihm sagte, daß mein geistiges Auge sich aufschloß, kurz ehedem mein leibliches brechen wird.

Mit bebender Hand schreibe ich: Dank Dir, Du lieber Freund, für Deine Besuche und Dein langes Verweilen an meinem Sterbelager; Du glänzest mir wie ein Abendstern vor der Nacht des Todes, oder vielmehr wie ein Morgenstern vor dem neuen Leben!

Ich und Rund hatten eine gleiche Bildung — wir lasen in der Jugend dieselben Bücher, wenig gute und mehr schlechte, wie dieß der Bücher Verhältniß ist — er wurde ein Mann, und ich blieb ein Junge. Er hatte Männer an der Hand, die ihn *lesen lehrten*; ich las alleine, und lebte in meiner Einbildung, in mir blieb das Gift der Literatur sitzen. Man kann das Lesen nicht verwehren, aber man kann es lehren. — Der Gedanke an den Tod geht wie ein Faden durch alle meine andern Gedanken, nur so lang ich bete wird er mir tröstlich!

Wo sind sie nun alle Pläne für die Zukunft? Rom das Ziel meiner Wünsche, ich werd' es nicht mehr sehen; die großen Arbeiten, welche ich mir vorgenommen auszuführen, sie bleiben unbegonnen. Das Meer, das ich in seinem Wellen-

treiben mit seinen Morgen- und Abendbeleuchtungen studiren wollte, meine Augen sollen es nicht mehr schauen. Die Gallerien von Dresden und Paris, die großen Meister, bei denen ich so gerne in die Schule gegangen wäre — meine Augen schließen sich vor ihnen! Sie werden sich nimmer erfreuen in den melancholischen Baumparthien und Wäldern des Ruysdael, an der Poesie, die Wouverman in das Flachland zu legen verstanden, an den Meisterwerken Dürrer's, Holbein's und des Lucas Kranach! Wer ein offenes Auge hat für die Natur und Kunst und all die Herrlichkeit in Beiden, und an eine Vergeltung im Jenseits glaubt — dem mag der Abglanz göttlicher Herrlichkeit schon in dieser Welt — zu einem Spiegel von der Freude im Jenseits werden! —

Der gute Wanzenberger kommt öfter und sieht nach wie es mir geht — er war oft der Gegenstand des Gelächters und hat doch einen merkwürdigen Instinkt gehabt — seinen Fleiß einträglich zu machen. Er hat das Glück beim Schopf gefaßt und ist ein gemachter Mann ge-

worden; freilich dabei immer ein guter gemüthlicher Kerl geblieben, was das Schönste an ihm ist.

Lebt wohl ihr guten Bursche allzusammen, und Herr Falkensteiner, der diese Blätter bekommt, möge die Güte haben, euch meinen Dank für die Treue auszusprechen, die ihr mir auch noch auf meinem Krankenlager bewahrt habt.

Oft habe ich als Knabe den Herrn um eine selige Sterbestunde gebeten, siehe, nun ist sie mir nach manchen Wirren und Irrthümern meines geistigen Lebens gewährt, und doch hält mich Furcht umfangen — aber wer sollte die Gerechtigkeit nicht fürchten?

Könnte ich es doch einem Jeden, dem Gott und Ewigkeit noch etwas mehr sind, als leere Worte, sagen, daß es eine betrübte Sache sei, sich das Läuten der Andachtsglocke bis auf den Abend des Lebens aufzusparen.

So endet, die wenigen Zeilen ausgenommen, die weiter unten angeführt werden, das Tagebuch des Malers. Er bedauert es selber, daß er erst

am Ende des Erdenwallens seinen Blick zur ewigen Zukunft hingewendet. Wie am Abende bisweilen die Sonne ihr glühend Roth vom Berge funkelt, in dessen Krater sie hinabzusinken scheint, so leuchtet auch oft der Strahl des geistigen Lebens, die Menschenseele in glühender Lohe am Lebensabend, ehe sie verschwindet aus dem irdischen Jammerthale; und wie die verlöschende Flamme über den noch glimmenden Docht hoch aufzuckt, ehe sie zum letzten Male herabkommt, um ihn noch zum Abschied zu küßen, und dann von ihm zu scheiden, so leuchtet auch die Seele hoch auf, ehe der hinfällige Körper in den Staub sinkt, und sie aufschwebt zum Lichte.

Dem Grundsatze getreu: Wer immer außer dem Hause ist, kommt nimmer zu sich; oder: Unter Menschen wird der Mensch nicht besser; oder: Die Einkehr in sich selber führt zur Selbstkenntniß, besuchten Graf Tornasol und seine Gemahlin nicht sehr häufig Gesellschaften

und Theater — und da nun Beide diesem Principe gemäß, einst am Abende mit einander sprachen, bemerkte die Gräfin: Ich weiß nicht, woher es wohl kommen mag, wenn ich jetzt Almosen spende, oder überhaupt Geld zu irgend einem wohlthätigen Zwecke hergebe, so geschieht es mit dem größten Widerwillen; es kann diese Empfindung nicht Geiz sein, da ich für ganz unnöthige Dinge das Geld mit der größten Gleichgültigkeit weggebe. Darauf erwiederte der Graf: Ich weiß wohl ein Mittel, welches diese, der Nächstenliebe so widersprechende Gefühllosigkeit aufzuheben vermag. — Und dies besteht? — In der Betrachtung des menschlichen Elendes in der Nähe, z. B. im Besuche eines Hospitales, oder einer darbenden Familie, wobei der Wohlthäter außer der Lehre, die er empfängt, noch das Vergnügen hat, sich als einen Engel des Lichtes betrachtet zu sehen

Am folgenden Tage besuchte der Graf mit seiner Gattin das Haus der barmherzigen Schwestern zu Gumpendorf, und bat daselbst die Oberin, ihn durch einen Krankensaal zu führen,

wo eben keine ansteckende Krankheit herrsche, denn ohne Zweck, bemerkte er, ist es ja nicht nöthig, sich einer Gefahr auszusetzen. Sein Begehren wurde sogleich erfüllt; als man zur Thüre des Saales kam, tönte ein kleines Glöcklein — die Oberin öffnete — es wurde eben einem, der dem Tode sich nahe fühlte, auf sein eigenes Begehren die letzte Wegzehrung dargereicht — nachdem dies geschehen, ging man durch den Saal, die Gräfin blickte mit innigem Mitleid auf jenen Menschen, der so bald hingehen mußte in den Tod, ohne es zu wissen, wer er sei. Nachdem den Besuchern des Spitals auch die übrigen Theile des Hauses gezeigt worden waren, und die Gräfin sich zu einem Gebete in der Kapelle niedergekniet hatte, wobei sie auch Desjenigen gedachte, den sie hatte im Todeskampfe ringen sehen — entfernten sich dieselben mit dem durch die Seufzer der Elenden neu angefachten Geiste der Wohlthätigkeit und Nächstenliebe.

Frosch nahm mit matter Hand zum letzten Male sein Tagebuch, und schrieb zitternd mit fast unleserlicher Schrift Folgendes:

Kaum war ich gekräftigt durch die Speise des Lebens, als die Gräfin Tornasol mit ihrem Gemahl vor meinem Lager vorüberging — sie kannte mich nicht, blickte mich aber an — ich hätte mich können offenbaren, und wollte es auch schon thun, aber nicht vielleicht aus der Ursache, um einige Worte des Mitleids zu erhaschen, denn über die Thorheiten aller Sentimentalität erhebt mich der Weg, den ich jetzt zu wandeln habe; sondern ich wollte mich aus einem gewissen inneren Drang zu erkennen geben, und sagen: Kennen mich Euer Gnaden nimmer, ich bin Max Frosch. — Aber ich dachte mir gleich dazu: Weg mit jeder Tröstung der Welt! Breche deinen Willen! Sterbe unerkannt! Herr, nimm diesen kleinen Kampf als meine letzte Buße hin! (An Herrn Falkensteiner.) Theilen Sie meine zu hoffende Erbschaft würdigen Armen aus — Gott befohlen! Dank für alles Gute. Beten Sie für — — — — —

Einige Tage nach der obigen Begebenheit trat Tornasol mit einem Blatte der Wiener Zeitung in das Zimmer seiner Gemahlin, und sagte zu ihr: Du hast den jungen Mann, der im Hospitale dem Tode nahe war, gesehen. Weißt Du, Rosa, wer er war?

Nun, wer sollte es gewesen sein? fragte die Gräfin.

Nimm und lies hier, erwiederte der Graf, auf das Verzeichniß der Verstorbenen deutend, und sie las: Maximilian Frosch, Maler, achtundzwanzig Jahre alt, an der Lungensucht, bei den barmherzigen Schwestern zu Gumpendorf.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Was ein Tiroler für Erfahrungen über die öffentliche Meinung gemacht, und wie er dieselben in der concentrirten Schwefelsäure von allerhand Lebensregeln niedergeschrieben; und wie er im Jahre 1848 eine große Verehrung für die Helden der Revolution an den Tag gelegt hat.

> Wo mit ich dy geschelten mag
> wil ich mich fleissen naht und tag.
> Kain gut gesell noch frumer man
> sol sich ains solchen nemen an
> wann ich main kainen frumen
> nur die wiener die tumben.
>
> Michel Behaims Buch von den Wienern.
> 1462—1465.

Der Tod des Helden im Spitale ist allerdings kein schöner Schluß einer Erzählung — aber die Leser mögen bedenken, daß es überhaupt

das Loos der meisten Helden ist, im Spitale zu sterben; vorausgesetzt, daß sie das Schlachtfeld noch überleben.

Bekümmern wir uns um einige der Personen, welche wir kennen gelernt haben, ungefähr zwanzig Jahre nach dem Tode des Max Frosch; das gibt zwar keine poetische Ausbeute, aber vielleicht dafür eine praktische.

In Rumpelhausen ist alles zusammengestorben, der alte Fabius, seine Frau, der alte Gubel, lauter brave Leute, und Peter ist gegenwärtiger Besitzer von Rumpelhausen, auch schon längst verheirathet, ein historischer Tiroler, abhold allem Schwindel der Geschichtsmacherei, die morgen das einstürzen sieht, was sie heute aufbaut.

Rund betreibt noch immer die Kunst, er hat Ruf und Beschäftigung, ist aber seinen Aeltern sehr dankbar, daß sie ihm ein Vermögen als annehmbare Basis seines Künstlerlebens hinterlassen haben.

Crayon lebt, hat sich aber von der Oeffentlichkeit ganz zurückgezogen. Er war zur Zeit

des Revoltenjahres sehr liberal und anfangs voll Jubel — bekam aber einen ungeheueren Zorn, als der Liberalismus nicht an jener Stelle Halt machte, wo er meinte: Jetzt sei es schon genug. Auch er ist sehr froh, daß er ein Vermögen hat, und nicht leben darf „von der Lyra zarten Saiten, die seine Hand mit Kraft gespannt.“

Der Graf und der Marquis haben beide durch die Wirren in Italien, die in ihrem Einkommen einen empfindlichen Ausfall verursachten, verschiedene Widerwärtigkeiten durchzumachen gehabt, mit sammt ihren Familien — aber sie können noch immer mehr als standesgemäß leben. Ueber die proklamirte Seligkeit der Italia unita scheinen sie nicht besonders erbaut zu sein.

Herr Falkensteiner ist auch durch die Revolution hart mitgenommen worden, hat sich aber wieder erholt, es geht ihm gut — und wenn er diese Zeilen liest, so soll er sich noch jetzt darüber freuen, daß er den armen Frosch seiner Zeit unterstützt hat.

Ueber Stifel konnten wir nichts erfahren, er ist von der Bühne sicher schon längst abgetreten.

Nach Peter Fabius geht es dem Wanzenberger, den anfangs alle miteinander ausgelacht haben, am allerbesten. Er ist durch Erfahrungen klug geworden, und hat sich durch vieles Lesen — denn zu thun hat er eigentlich sehr wenig — sogar eine Art Styl angeeignet, der gegen den früheren in seinem Tagebuche sehr contrastirt; obwohl die Eigenthümlichkeit noch hie und da durchschimmert.

Seine Mutter ist steinalt und noch immer bei ihm, seine verheirathete Schwester hat ihrem Bruder einige Neffen geschenkt, denen er als lediger Onkel auch mitunter was schenken muß.

Wanzenberger ist mit seinem Gelde glücklich gewesen, durch eine solide Sparsamkeit, durch Vermeiden alles habsüchtigen Speculirens, und durch ein sehr geregeltes Leben; dabei ist er nicht schmutzig, er s c h e n k t aber nur — zu l e i h e n bekommt von ihm kein Mensch etwas; und diesen sehr soliden Oberbau des Nichtsherleihens hat er auf den eben so soliden Unterbau des Oefterangeschmiertwordenseins nach allen Regeln der Taktik eines erfahrenen Feldherrn, der alle

Angriffe abzuschlagen versteht, aufgeführt. Auf die Anfrage, ob er nichts habe, was er nach seinen gereiften Erfahrungen für den Druck geeignet hielte, rückte er mit ein Paar Manuscripten heraus. Das kleinere davon hatte er ursprünglich für seine zwei Neffen zusammengeschrieben, als diese in das Alter kamen, wo der Mensch Zeitungen und Bücher zu lesen anfängt. Wir theilen es hier mit:

Das Probier-A.B.C. für Zeitungs- und Bücherleser.

Aufgeschaut. Wenn du ein Zeitungsblatt oder was immer für ein Büchel in die Hand nimmst, so erkundige dich vor Allem: Wer gibt es heraus, wer schreibt es? Ist er ein Christ, und was für einer, ist er ein Jud, und was für einer, was hat er für Grundsätze, oder wie weit geht sein Mangel an Grundsätzen, wie ist seine Handlungsweise? Denn in der Regel schreibt der Mensch, wie er lebt — was er thut — das gilt ihm darnach als Gesetz. — Diese Nachforschung braucht keine Spionage zu sein. — Du

darfst nicht zum Hausmeister geh'n in's Haus, wo das Subject logirt, meistens verbreitet sich der Wohlgeruch seiner Tugenden schon durch die Stadt, in welcher er seine Schreibwerkstatt aufgeschlagen hat. Oft hast du gar nicht nöthig, dich zu erkundigen — wer lumpige Grundsätze in seinem gedruckten Papier aufstellt, von dem kannst du voraussetzen, daß er nicht so verblendet sein wird — als ein ehrlicher Mann zu leben. Es kann sich der Fall ereignen, daß einer ein heimlicher Lump ist, er hat aber so viel Scham, daß er nicht öffentlich als ein solcher erscheinen will — von einem Fall aber, daß einer sich nicht scheut, öffentlich als schlechter Kerl zu gelten, der dann heimlich ein tugendsames Leben führt — von einem solchen Fall ist noch nichts ruchbar geworden. Also aufgeschaut!

Betrug. Der lesende Mensch kann um zweierlei Güter betrogen werden, um geistige und um leibliche. Wer selber die Religion weggeworfen hat, weil sie ihn genirt, den genirt auch jeder, der noch Religion hat. Er sucht so viel als möglich auf seine Seite zu kriegen, wahr-

scheinlich in der Meinung, daß wenn recht viele sind, ihnen nicht so leicht etwas Unangenehmes passiren kann. Gottlosen Leuten ist immer unheimlich, sie fühlen sich erst wohl und haben erst dann eine rechte Courage zum Gotteslästern, wenn viele beisammen sind. Das gilt von den gottlosen Schreibern, die christlich getauft sind. Auf was es die jüdischen Schreiber abgesehen haben, das weiß ohnehin jeder, der das Evangelium gelesen und es noch nicht vergessen hat. Wie der Leser durch Zeitungen auch um sein sauer erworbenes Geld betrogen werden kann, davon unter den Buchstaben E. G. L. W.

Civilisirt. Es kann einer ganz nobel aussehen, sehr geschmirt reden, Vieles vom „allgemeinen Interesse“ vom „Volkswohl“ vom „Fortschritt“ vom „neunzehnten Jahrhundert“ von den „Forderungen der Gegenwart“ von der Unabhängigkeit seines Institutes“ (worunter er seine Zeitung versteht) zusammenduseln, und doch innerlich in seinem sittlichen Leben durch und durch verfault sein. Ein solcher Mensch kommt mir vor, wie eine Bude voll wilder Thiere, auswen-

dig allerhand Fähnlein in hellen Farben, inwendig die reißenden Bestien, und der Gestank. Das Fleisch aller Leidenschaft im Menschen ist das Geld — durch Geld können sie gefüttert werden, und auf Geld gehen nun die Raubthiere aus.

So ist oft die äußere Erscheinung mit einem Firniß angestrichen, wie ein alter Kasten, der inwendig von Holzwürmern durch und durch zernagt ist. Darum wie bei A. achtzugeben, wie einer innerlich ist, und sich nichts durch den äußern Schwindel vormachen lassen.

Demokrat. Ich zweifle gar nicht, daß es auch Leute gibt, die für eine Regierungsform, die sie für das allgemeine Beste tauglich halten, Opfer zu bringen bereit sind. Jene Herren aber, die ich an der Spitze der demokratischen Bewegung gesehen habe, wollten das Volk nur gebrauchen, daß es ihnen die Kastanien aus dem Feuer hole. Diese von mir gesehenen Herren haben die Volksmasse für einen Kugelfang gehalten, das heißt für einen Sandhaufen hinter den Scheiben einer Schießstätte. Die Herren selber haben sich, so oft etwas losging, gleich dem Bajazzo

der Schießstätte, in ihre kugelfest gebauten Häuseln zurückgezogen.

Einfaltspinseln. Sind bei allen Wahlen und sonstigen Bewegungen unter dem angeredeten, auch unter dem zeitungslesenden Publikum von Seite der Stimmführer sehr beliebt. Dem Einfaltspinsel darf man nur einige Worte vorsagen, auf die er abgerichtet ist — ihm ein wenig schmeicheln von wegen seiner Aufklärung, die im allgemeinen Fortschritt ihren Grund hat, und ihm gratuliren, daß er das Glück besitzt, ein Einwohner des neunzehnten Jahrhunderts zu sein, und er hält sein Blatt, aus dem er den täglichen Consumo seiner politischen Weisheit für die Bierbank bezieht für das gesinnungstüchtigste Blatt, und gibt jedem verkäuflichen .... bei Wahlen seine Stimme, der ihn bei der Wahlbesprechung versichert, daß er wahrhaft liberal ist und daß ihm Freiheit und Fortschritt über Alles geht. — Ist er gewählt — so bewirbt er sich bei der Regierung um eine Stelle, die Geld abwirft, läßt das Ministerium dann in Ruhe und verlegt sich mit dem Schimpfen auf die Ultramontanen, um sei-

nen Wählern den Beweis zu liefern, daß er noch immer liberal und nicht erkäuflich ist. Die Einfaltspinsel glauben ihm Alles. Uns Tiroler schimpfen die Juden und die schmierigen Christen, die in ihrem Handel und in ihrem Wandel an die Juden anstreifen und mit ihnen gehen, immer als sehr dumm; mag sein! Mit dem Speck aber, mit dem ich die Mäuse habe wo anders fangen sehen, fängt man in Tirol keine Mäuse — er ist zu ranzig und hat zu üblen Geruch. Wenn dem Tirolerbauer einer was vormacht, so geht er um ihn herum, wie der Fuchs um die eiserne Schnappen, in der das Hühnele liegt — der Fuchs schnuppert die Falle um und um ab und geht mißtrauisch seine Wege weiter, und dreht dabei seine Nase pfiffig von einer Seite auf die andere.

So geht auch der Tirolerbauer bei einem, der sich ihm zu einer Wahl vorstellt — um und um denselbigen und schnuppert ihn ab, wie es mit ihm in seinem Leben und Wandel steht — und schaut's da nicht gut aus — so mag der schon in sein Reden ein Fläschel Kölnerwasser

um's andere ausschütten, der Bauer wird sagen: Bei dem stinkt's! dem trau' ich nicht weiter als ich ihn seh'! Frage: Wo sind denn nun die Einfaltspinsel? Wer sich über meine Betrachtungen aufhält und darüber raisonirt, bei dem stinkt es auch! Der ist nicht sauber in seinem Handeln und Wandeln, und wenn er schreit, so hat die Schnappen zugeschlagen, die ich hier aufgestellt. Ehrliche Leut' werden sich über das nicht aufhalten, was ich erlebt hab' und hier aufschreib'. Punktum.

Frechheit speculirt auf die vorigen und verrechnet sich nie. Wer Jahrelang täglich oder wöchentlich dieselben Lügen wiederholt, auf Widerlegungen gar keine Rücksicht nimmt, seine Gegner, die ihm die Wahrheit sagen, durch Schimpf widerlegt — sich erkaufen läßt von Jedem, der ihm einen annehmbaren Preis bietet, und sich selbst dabei unablässig als unabhängig proklamirt, der dringt am Ende durch — Warum? Weil er sich zum Grundsatz gemacht hat, auf die unendliche Dummheit seines Publikums zu speculiren. Wer aber die frechsten Gesellen von

der Welt sind, das weiß auch alle Welt. Willst du aber wissen, wo die Unverschämtheit ein Nationaleigenthum ist, so erkundige dich darnach; vielleicht kannst du es nach einigem Nachfragen inne werden.

„Geschäft.“ Dieses Wort ist auf die Arbeit übergegangen, mittelst welcher sich eine Menge Leute vorgenommen haben, das Volk zu belehren. Das Geschäft ist und bleibt aber bei diesem Lehramt immer die Hauptsache. Wer das Geschäft betreibt, kann ein reicher Mann werden. Vor allem muß er allen schlechten Leidenschaften der Menge beständig den Hof machen, er muß dem Lesepöbel alle möglichen Concessionen machen — die ihm nichts kosten, dafür muß der Pöbel wieder seinen Hofschranzen Concessionen machen, die diesem Pöbel sehr hoch zu stehen kommen.

Herabreißen. Wer einer Gesellschaft entgegentritt — welche sich die Entchristlichung und Demoralisirung der Massen unter dem Aushängeschild der „Aufklärung“ zum Ziele gesetzt, und die es auf den Ruin und das Elend des Volkes

abgesehen hat — der kommt in den großen Bann und wird herabgerissen; man schimpft über ihn unablässig im Allgemeinen, die Gassenjungen greifen nach allem, was im Kothe liegt — um es nach ihm zu werfen; ihre Hände können nicht mehr beschmutzt werden, als sie es schon sind — ihre Ehre kann nicht befleckt werden, somit können sie nichts verlieren, und sie wollen, daß Alle eben so schmutzig seien, wie sie es selber sind; ihre gewöhnlichen Waffen sind Lüge, Verläumdung, Verdächtigung, Hohn; diese Gesellschaft geht immer nur auf ehrliche Leute los — nur ihre Gleichgesinnten stehen unter ihrem Schutze.

Indignation. Wenn einem sittlich ganz und gar verrotteten Subject eine Reihe von schandbaren Thatsachen, die er begangen hat, vor die Augen gestellt werden, um der Gedächtnißschwäche desselbigen Subjects ein wenig nachzuhelfen, so wird das Subject keineswegs sich zur undankbaren Mühe herablassen, diesen Thatsachen eine Widerlegung zu widmen; es wird sich seinen Lesern gegenüber auf's hohe Roß setzen und sa-

gen: „Die ganze gebildete Welt weist mit Indignation das Pamphlet zurück, welches die Bornirtheit und Finsterniß geboren hat, mit dem Blödsinn der Reaktion wollen wir nichts zu thun haben!“ Dann bleibt den „gebildeten Lesern“ nichts anders übrig, als der Stimme ihres Leithammels Vertrauen zu schenken, und auch mit Indignation auf den elenden Reaktionär zu blicken, der noch immer so dumm ist zu meinen, Lüge, Betrug, Bestechlichkeit, Niederträchtigkeit aller Art — gehöre zu den Fehlern eines „Stimmführers der öffentlichen Meinung“ — da doch alle diese Eigenschaften wenn auch nicht nicht die glänzendsten Tugenden desselben ausmachen, doch sehr viel Geld eintragen.

Köhlerglaube. Den besitzt nach der Ansicht gewisser „öffentlicher Stimmführer“ jeder, der noch an einen Gott glaubt, der das Gute belohnt und das Böse bestraft — oder der überhaupt noch an einem Fetzen des aus der Schule mitgebrachten Katechismus festhalten möchte; denn alles das genirt im Gelderwerben und im Geldanbringen. — Geld erwerben wie man

kann — ohne mit dem Gericht eine Stänkerei zu bekommen, und Geldanbringen wie man will — das sind die Lehrsätze der wahren Lebenskunst — wer sich in diesen beiden Stücken durch Moralen einschränken läßt, ist ein Dummkopf und ein Anhänger des Köhlerglaubens. Wenn der Mensch crepirt, ist es aus; alles Andere — Blödsinn und Köhlerglaube.

Lügen. Die Lügen sind das Lebenselement der öffentlichen Meinung. Sie werden am besten bezahlt. Wer andere betrügen will, der kann es am sichersten mittelst der öffentlichen Lügen. Z. B. die Mitglieder der Chloroformaktiengesellschaft wollen ihre Papiere theuer anbringen und den zeitungslesenden Dummköpfen das Geld aus der Tasche locken. Da darf nun diesen Dummköpfen nicht gesagt werden: „Kauft diese Fetzen nicht — ihr seid betrogen, das jetzige Steigen derselben ist reiner Schwindel!" — Denn dann würden ja die Dummköpfe nicht kaufen und die Schlauköpfe kämen nicht zu dem gehofften „Rebach." Da geh'n nun etwelche von den Börsenkönigen her und bieten einigen gesinnungs-

tüchtigen Preßkönigen tausende und tausende, und die Preßkönige steigen auf die Leiter vor ihrer Papierbude, trompeten und schreien: „Ein gutes Papier die Chloroformaktien, sie werden noch lange steigen, und sind dem gebildeten Publikum sehr zu empfehlen.“ Das gebildete Publikum kauft — und verliert sein Geld, die armen Teufel haben ihre mühsam erworbenen Gulden hinausgeworfen, und die „öffentliche Meinung“ füllt sich den Sack, und jene, die sich der öffentlichen Meinung bedient haben, füllen sich auch die Säcke. Wenn sich nun das arme Publikum schon in den Sack hinein und aus dem Sack heraus so tüchtig anlügen läßt — wie wird es sich in andern Dingen anlügen lassen?

Minister. Das ist bei einer Regierung, bei welcher es d'runter und d'rüber geht und die alle Tage neue Experimente macht, das höchste Ziel von Artikelschreibern, ehemaligen Commis, davongejagten Studenten, Gewohnheitskrakehlern, ausgestäupten Judenjungen, Bankrottirern und ähnlichen Kategorien. Einige von den obigen haben schon die lederne Tasche an sich gerissen,

sich nach Möglichkeit die Säcke angefüllt, und — regiert. Nachdem gerade diese die Macht der „öffentlichen Meinung“ und den Blödsinn der „dummen“ Zeitungsleser kennen, haben sie in kluger Vorsicht hundert Tausende an die verkäufliche Presse der schreibenden Schacherer ausgezahlt, um sich im Ministerium zu erhalten, — geheime Auslagen im Interesse der Regierung heißt man das.

Nachbeten. Die frömmsten Nachbeter alles Zeitungsschundes sind eine Unzahl von Kaffeehauspolitikern in den Provinzialstädten. Jede Combination, jede Vermuthung, jedes Geschwätz, jeder Verdacht, jede Lüge, um die armen Leute irre zu führen, jedes Lob der Gewerbefreiheit, jede Anempfehlung des Aufhebens der Wuchergesetze, jede Befürwortung des Knechtens der Gemeinden, Alles und Alles, was die brodelnde Phantasie irgend eines Zeitungsmauschels in der Residenz ausgeheckt hat, findet im Kaffeehaus seinen Nachbeter, Wiederholer und Vertheidiger.

„Oeffentliche Meinung.“ Einer hat einmal im Jahre 1848 gesagt: Die öffentliche Mein-

ung ist die öffentliche Dummheit. — Als sie in Frankreich mit der Guillotine herumfuhren, da herrschte auch die öffentliche Meinung — wer den Henkern nicht zu Gesichte stand, der wurde als ein Gegner der öffentlichen Meinung um einen Kopf kürzer gemacht. Es kommt eben nur darauf an, welchen Grad von Sittlichkeit und Tugend den Lärmmachern eigen ist — bestehen sie aus einer Schwefelbande, so werden sie im Namen der „Freiheit" jeden zum Schweigen bringen, der nicht mit ihnen haltet. So kann auch die im Geheimen wirkende Niederträchtigkeit ein Geschäft in „öffentlicher Meinung" machen.

Presse, diese macht die obige. Bedienen sich der Presse ehrliche Leute, die ihre ehrenhafte Gesinnung auch in ehrenhaften Handlungen kund geben, dann wird die öffentliche Meinung die sittliche Weltordnung zum Maßstab nehmen; bedienen sich der Presse ehrlose Leute, so werden diese über jeden herfallen, der Ehre hat und ehrlich ist — und der lesende Pöbel wird mit dem schreibenden Pöbel vor Freude aufjauchzen,

denn der Pöbel kann nichts vertragen, was nicht pöbelhaft ist.

Quacksalber. So werden die Pfuscher in der Heilkunst genannt, — sie verlangen, daß man zu ihren Geheimmitteln das vollste Vertrauen habe. Wenn ein Reich krank ist, da kommen die politischen Quacksalber und probiren nach einander ihre Künste — so daß der Kranke dabei immer mehr erschöpft wird. Die medizinischen Quacksalber lassen ihren Kranken immer mehr einnehmen — die politischen den ihren immer mehr ausgeben, oder Steuer zahlen — den Einen ruinirt das Eingeben, den Andern das Ausgeben, aber hin wird jeder.

Radicalismus. Wenn ich meine, daß ich irgendwo nicht selber den Nagel auf den Kopf treffen kann, da laß' ich mich gerne von einem Andern belehren, in Anbetracht dessen ich Gründe habe, zu vermuthen, daß er gescheiter ist als ich. Da hab' ich nun einmal gehört:

„Das Wesen des Radicalismus liegt darin, daß er die religiöse und sittliche Grundlage der bisherigen Gesellschaft läugnet, und den Glauben,

auf welchem alle Staatsverhältnisse ruhen, als einen vom Erdboden zu vertilgenden Gräuel befehdet, und sich auf einen Standpunkt stellt, der die Möglichkeit eines Friedens, ja auch nur eines Waffenstillstandes oder einer vorläufigen Verständigung ausschließt."

Staat. Dieser muß, wie ich mir denke, mit dem obigen ganz hin werden; denn wer kann verhindern, daß der Radicalismus der Majorität, die nichts hat und von der Hand in den Mund lebt, gegen den Radicalismus der Minorität, die Vermögen hat — die letzte Karte ausspielt, welche um das blutige Herzaß den Stempel trägt: Eigenthum ist Diebstahl. Dann mag die radicale Minorität mit blutendem Herzen von ihrem Eigenthum scheiden, und das wird sicher die zuletzt ausgespielte Karte des Radicalismus sein.

Tambour. Wenn es recht d'runter und d'rüber geht, so kommt alleweil der Tambour und trommelt; was mich anbelangt, ich bin kein Feind desselbigen, im Gegentheil, ich hab' den meinen noch immer im schönsten Zimmer steh'n, denn ich verdank' ihm mein Glück. Den Tambour

muß man freilich tragen, er ist mir dann und wann zu schwer geworden, aber ich bin doch mit ihm weiter gekommen.

Unverschämtheit. Die Leute lassen sich viel gefallen, die Unverschämtheit aber hat von je dem Faß den Boden eingeschlagen.

Wucher, wenn er allgemein erlaubt ist — dann wird das Volk glücklich sein, sagen eine Menge Zeitungen. Diese Behauptung gehört zum obigen Wort — und hilft auch mit dem Faß den Boden einschlagen.

Zuchthaus. Die kleine Anzahl, die d'rinnen sitzt, und die große Anzahl jener, die von Rechtswegen d'rinnen sitzen sollte — diese beiden Anzahlen werden mit meinen mir mühsam und nach verschiedenen Verlusten zu Theil gewordenen Erfahrungen nicht einverstanden sein; das glaub' ich gern. Die aber im Zuchthaus d'rin sitzen, halt' ich nicht für die schlechtesten; die schlechtesten sind jene, die mit großer Vorsicht den Händen des Gerichtes zu entkommen wissen, und die genau jede Untiefe kennen, in welcher man inner-

halb den Schranken des Gesetzes im Trüben fischen und herzlich niederträchtig sein kann.

An obigem Probier-A.B.C, welches Wanzenberger seinem alten Freunde Crayon zu lesen gab, hat dieser stylistisch nachgeholfen, und vielleicht sogar eigene Gedanken über jene Herren der Presse, welche diese als Handwerk betreiben, beigefügt.

Erfahrungen konnte sich übrigens Wanzenberger im Jahre 1848 genug sammeln. Er hat auch viele Aufschreibungen gemacht, von denen wir nur in periodischen Auszügen einige als Proben mittheilen wollen, die zudem Thatsachen enthalten, und die zeigen, wie dem Führer des Tagebuch's von Monat zu Monat ein tieferer Einblick in die Bewegung geworden.

„Am 20. März 1848 hat mich die Nationalgarde meiner Umgegend zum Hauptmann gewählt — ich mußte eine weiße Fahne in die Hand nehmen und mit der ganzen Compagnie herummarschiren. Im ersten Tag hab' ich selber eine Freude an diesem Spektakel gehabt, und mir ge-

dacht: „Nun hat's der Wanzenberger so weit gebracht, daß er einem wahrhaftigen und lebendigen Tambouren kommandiren darf." Heut' der fünfte Tag, daß ich Hauptmann bin. Nie eine Ruh'. Der eine kommt um dieß, der andere um das. Sechs waren schon bei mir und wollten Geld zu leihen haben; wo soll denn diese Geschicht' hinaus! So viel ist gewiß, einen guten Ausgang nimmt's nicht. — Ich muß schau'n, daß ich meiner Stell' wieder los werde, aber auf eine feine Art, sonst heißen sie mich einen Verräther des Vaterlandes! Einige sind mir neidig um meinen Posten, mit denen werd' ich reden und ihnen sagen: Zum Hauptmann gehört ein Mann von mehr Erfahrung, als ich, der zudem auch schon beim Militär gewesen ist und was mitgemacht hat; und werd' fragen, ob sie nicht einen würdigern wissen, das andere werden die schon selber thun, um mich zu befreien! O! meint ihr, der Wanzenberger ist so dumm? Also darum habt ihr mich zum Helden gemacht, daß einer nach dem andern käm', um mich abzusieden (Geld zu verlangen); sucht euch einen andern Narren,

für diese Freiheit dank' ich recht schön. Da soll man Tag und Nacht herumrennen und „für die Sicherheit des Eigenthums" sorgen. Und diejenigen selber, die für die Sicherheit sorgen sollen, die kommen dahergeschlichen und wollen Einem einen Fünfer um den andern herauspumpen! Eine schöne Sicherheit! Und was für Storcher! (Vagabunden) jedem schaut der ernstliche Vorsatz, in seinen Leben keinen Kreuzer mehr zurückzuzahlen, bei den Augen heraus! Wanzenberger in was für eine Räuberbande bist du gerathen, schau nur so bald als möglich herauszukommen, einen Hauptmann nennen sie dich und zum ausplündern brauchen sie dich. Wie geschwind bin ich mit der Ehre gesättigt worden, die sie mir angethan haben. Ich kauf' mich los, ich weiß schon wie!"

Am 30. April. Wie bin ich froh, ich geb' alle Monat zehn Gulden, dafür habe ich einen Schein als Ehrennationalgarde, und mußte versprechen, wenn einmal allgemeine Noth und Aufgebot ist, auch zum Gewehr zu greifen! — Was aus allen den Buben werden soll, die jetzt mit

Säbeln herumlaufen, Tabakrauchen, in Wirthshäusern Spektakel machen, und dann um Unterstützung herumbetteln, das mag Gott wissen! Wie lang wird die Geschichte noch dauern? Die Bummler, Taugenichtse und Tagdiebe steigen ordentlich aus der Erde heraus; muß sagen, hab' in Wien keine rechte Freude mehr!

Am 30. Mai. Jetzt geht's gut, Sturmpetitionen, Sturmläuten — ich möcht' nur wissen, wo denn diese Galgengesichter alle herkommen, die man mit ihren verstrobelten Bärten wie schmutzige Besen, die allen Strassenmist mit ihren Gesichtern zusammengekehrt haben, herumrennen sieht. Immer Unterstützung! Mir war vor dem März auch dieß und das nicht recht — da hab' ich's nun, was muß Einem erst jetzt Alles recht sein. Ich wollt' ich hätt' meinen ganzen Kram in Wien verkauft und säß in den Bergen meiner Heimath. Das ist ja hier zum Davonlaufen für ehrliche Leute! Ich soll jetzt auch immer mitrennen mit dem Gewehr und Wache steh'n, weil „die Freiheit in Gefahr" ist. Wollte Gott ich selbst wäre in Sicherheit, zuerst bin ich da,

zuerst will ich selber Freiheit und Ruhe haben! Da soll man für Andere die Kästen (Kastanien) aus dem Feuer holen! Das sind ja doch nur lauter gefoppte Leute. Hinter der Geschichte da stecken kuriose Fuchsfallen. Und mein Schwager, der Esel — das hat auch noch gefehlt, der behauptet mir immer: daß ich keinen weiten Blick habe, daß ich engherzig bin, daß ich von den Errungenschaften nichts verstehe! Es ist zum Schlagtreffen.

Am 30. Juni. Gott sei Dank — es hat ihm zwar Kosten verursacht, aber jetzt ist er auch gründlich curirt, wie ich schon lang vorhin. Selbst meine Schwester, nachdem sie den Schrecken ausgestanden hat, ist jetzt froh, daß ihr Mann sein dummes Herumschreien und Herumlaufen aufgegeben hat. Die Unterstützungen waren ihm doch zu viel — und da hat er einigen verzausten L.... die ihn um Geld angingen, gesagt — er habe schon genug für die Freiheit gethan, sie sollen einmal was arbeiten oder auch andere absieden. Die Fechtbrüder schworen Rache, wiegelten das Gesindel der Nachbarschaft auf — und meinem Herrn Schwager hat man eine zwei Stunden lange

Katzenmusik mit türkischer Musik, das heißt mit Einschmeißen aller Fenster seines Hauses, gemacht. Seither redet er nichts mehr von den „Errungenschaften," jetzt heißt es immer: „Das ist schon zu weit, das ist Pöbelherrschaft, Terrorismus, das ist ein Raubervolk — das ist eine L. . . . regierung, die den friedlichen Bürger nicht mehr schützen kann — zu was ist diese Garde — ist sie da, um im Wirthshaus zu sitzen und alleweil einen Rausch um den andern herauszutragen! Jetzt wär' ich schon selber froh, wenn der Teufel diese L. . . . alle in einer Nacht holen möcht', und es wär' wieder Ordnung und Ruhe hergestellt." O es gibt eine Maße von Leuten, welche die Errungenschaften gerade so satt haben, wie ich — aber zu sagen traut sich's keiner, wegen der Freiheit!

Am 30. Juli. Wie sie alle lamentiren, das heißt, jene die was besitzen und die sich ehrlich was verdienen möchten. Keine Arbeit, kein Einkommen, kein Verkauf, kein Geschäft, lauter Soldatenspielerei. Exerciren, Trommeln, Uebungsmärsche. Kein Tag ohne Hetzereien in den

Blättern, Judenspektakel und Skandal, Schimpfen, alles Herabreißen, die Handwerksleute entfremden sich ihren Familien, Wachstubenleben, eine Menge Geld geht auf, keines geht ein; die Weiber sind empört über dieses ewige Fortlaufen ihrer Männer, über die Verschwendung der letzten Zehrpfennige, und alle Tage hört man in den Blättern von den großen Pflichten des freien Bürgers, von den Errungenschaften, welche der Camarilla schon herausgezwickt sind, und die noch herausgezwickt werden müssen, von der Hydra der Reaktion, von den Zöpfen, von den Junkern, von den Pfaffen, von den Schwarzgelben, von der im Finstern schleichenden Parthei — o, ich kenne nur eine im Finstern schleichende Partei, der ich den Kragen herzlich gern umdrehen möchte, das sind diese zerlumpten Herren in Garde- oder akademischer Uniform, die für ihre „armen Mitbrüder" ohne Ende um eine Unterstützung bitten; eine schöne Bitte, wenn drei, vier mit dem Gewehre kommen. Meiner Seel; ich will einem Armen gern was geben, der unverschuldet in Noth gekommen, und der das, was

ich ihm gebe, als ein freiwilliges Geschenk nimmt, und es gut verwendet, aber die Geschenke für diese zerlotterten, klappernden Wichte, für diese verrosteten Branntweinkessel, von denen sich einer um den andern vor der Thüre wälzt — und seine Errungenschaft mit der Keckheit eines Straßenräubers begehrt, diese nothgedrungenen Gaben, diese abgeforderte Schnapssteuer ärgert mich in diese Seele hinein. Wie möcht einem ein armes, nothleidendes, herabgekommenes Tirolerbäuerlein segnen, wenn man ihm das als Almosen gäbe, was nun hier keck als Beitrag verlangt wird! — Da ist nun ein schönes Volk zusammengekommen in dem Wien, im Frieden, mein' ich, gehen die nimmer auseinander!

Am 30. August. Ist das eine Weltgeschichte? Jeder thut, was er will! Die Katzenmusiken sind eine Abendunterhaltung der Lehrbuben geworden. Ganze Rudel warten am Abend nur auf eine Veranlassung — um der Freiheit einen Gefallen thun zu können. Es darf einer nur ein Hausherr sein, und einer Partei seines Hauses ein schiefes Gesicht gezeigt

haben — er darf Einwohner, die in Saus und Braus ihr Geld verprassen, nur gütigst mahnen, sie sollen auch auf den Zins nicht vergessen; so kann er am Abend in gesichertem Besitz einer feierlichen Katzenmusik sein. Da hilft kein Mensch; und wir haben doch so solide, aus dem wackern Volk selbst hervorgegangene Sicherheitsorgane — die sicher immer im Wirthshause sitzen, wenn wo ein Krawall losgeht, und von denen die Mehrzahl es einem noch vom Herzen vergönnt, wenn die Can . . , das darf man nicht sagen, da könnte man schön ankommen, — wenn das freie, biedere Volk deinem Haus mit sicherm Wurf ein Aug um's andere herausschlägt. Und immer andere Minister, und keiner versteht das Regieren.

Am 18. Oktober. Jetzt hab ich's aber genug. Seit ich die Bestien gesehen, die wie die Menschenfresser einen völligen Wildentanz um den ermordeten, gemarterten Latour aufführten, seitdem möcht' ich lieber in einem Wald mit wilden Viehern wohnen. Morgen geh' ich mit meiner alten Mutter nach Tirol. Mein Schwa-

ger soll auf mein Haus derweil Obacht geben. Der Präsident des demokratischen Vereins, einer von den jetzigen saubern, jüdischen Landesfürsten, die uns die Errungenschaften zugeschwemmt haben, hat in seiner mildthätigen Liebe einen Aufruf um Lebensmittel für arme Leute ergehen lassen, ins Wirthshaus bei der Enten in der Riemerstrassen, wo dieser L . . . seine Residenz aufgeschlagen, haben die guten Bauern verschiedene Wägen voll gebracht; der Jud aber ließ die Wagen in aller Stille, statt ins Belvedere zu den armen Garden — zu einem Greißler in der Josephstadt führen, an den die Eßwaaren verschachert wurden. Mein Schwager besitzt in der Nähe sein Haus und hat mir die infame Geschichte erzählt. Von solchen Leuten, für die jeder Namen, den man ihnen geben könnte, noch zu gut ist — werden jetzt die Wiener regiert.

Der Tausenau ist gestern von Wien fort, um dem Galgen zu entrinnen. Ich muß Alles mögliche thun, um morgen bei der Linie herauszukommen. — Weil ich eine uralte Frau in Sicher-

heit bringen will, werden sie mich wohl noch hinauslassen.“ —

Wanzenberger kam glücklich nach Tirol. Seither bringt er den Sommer immer in diesem seinem Vaterlande zu, und schreibt fleißig seine Beobachtungen nieder. Was er eben in der neuesten Zeit geschrieben, das wäre gar nicht zu veröffentlichen. Seine Urtheile über Wien und wie es dort zugeht, könnten weheleidigen Herren Schmerzen verursachen und Wanzenberger könnte in Stänkereien verwickelt werden. Es ginge ihm wie dem schwäbischen Dichter Behaim, der das Buch über den Aufstand der Wiener geschrieben, aus dem wir das Motto zu diesem Kapitel genommen. (Michael Behaim's Buch von den Wienern 1462—1465. Zum ersten Mal nach der Heidelberger und Wienerhandschrift herausgegeben von Th. G. von Karajan. Wien 1843.)

Wie es damals gerade vor vierhundert Jahren den Wienern nicht recht war, daß ein Schwabe ihnen seinen poetischen Schwabenspiegel vorhielt, so könnte auch heutigen Tages der Ti-

roler mit seinem Tirolerspiegel Anstände finden. Behaim erzählt selbst, wie aufgebracht die Wiener gegen ihn waren:

„Unsre lesterung, schmeh und schand,
singt und sagt man in allem Land,
ainer heißet michel peham
der praitet unser schand und scham
uns zu laster und schmachet,
hat er ein puch gemachet.

Und im ist doch gutlicher nie
geschehen als denn von uns hie.
Der uns denselben peheim wer
tod oder lebend bringen her
dem werden ausgesundert
guter takaten vierhundert.“

Was übrigens Wanzenberger unterm 18. Oktober schrieb, ist, wie alles Andere, reine Thatsache. Die letzte Affaire, nach welcher er Wien verließ, findet sich historisch getreu geschildert in der: Denkschrift über die Oktoberrevolution in Wien. Von Dunder. Wien, Schaumburg 1849, S. 430.

Die bezügliche Schilderung soll hier zum

Schlusse deshalb folgen, weil daraus zu ersehen ist, wie berechtigt die Ansichten und herben Urtheile Wanzenbergers über die Leiter der lauten und stillschweigenden Revolution sind; zudem hat der Ex-Harmonikamacher ähnliche Geschichten eine Menge erfahren. Dunder berichtet unter anderm, wie folgt:

„Flucht des Präsidenten des demokratischen Vereins Tausenau." „Von den Landleuten wurden in den ersten Tagen des Oktobers bedeutende Quantitäten an Brod, Erdäpfel rc. rc. dem Centralcomité der demokratischen Vereine zur Vertheilung an die ärmere Bevölkerung überbracht. Dieser Centralverein hielt seine Sitzungen in der Schulenstrasse (Ecke der Riemergasse) im Gasthause „zur Ente" und hatte daselbst auch seine Magazine, wo die vom Lande empfangenen Lebensmittel aufbewahrt wurden. Am 15. Oktober Vormittags, wurden alle vorhandenen Lebensmittel auf zwei Wagen geladen, mit der Bestimmung, sie an die im Belvedere lagernden Garden der mobilen Corps zu vertheilen. Doch diese Viktualien wurden nicht in das

Belvedere gebracht. Ein Proletarier, dem die entgegengesetzte Richtung, welche die Wagen nahmen, verdächtig vorkam, folgte in einiger Entfernung und machte die überraschende Entdeckung, daß alle Lebensmittel in der Vorstadt Josephstadt, Schwibbogengasse, nächst dem Auersperg'schen Palais, in einem Privathause hastig abgeladen und verborgen wurden."

„Entrüstet und in höchster Wuth über diesen Raub eilte der Proletarier in die Stadt zurück, in das genannte Gasthaus, und erzählte den nach und nach in Massen sich versammelnden Genossen den empörenden Diebstahl. Die Menge tobte, schrie, und nach längerem Berathen wurde der Beschluß gefaßt, den Präsidenten Tausenau und den Demokraten Chaises (ein polnischer Jude und Barbiergeselle) an die Laternen aufzuhängen. Doch diese Beiden, von der Volksjustiz Verurtheilten, verbargen sich in einem Verstecke, und trafen die Verfügung, daß sämmtliche Lebensmittel Nachmittags vier Uhr zurückgelangten. Das Volk fiel über die Wagen her, nahm sich und vertheilte nach Willkühr unter die Anwesen-

den, was jeder haben wollte, und so geschah es, daß auf die Execution der beiden Verurtheilten vergessen wurde. Tausenau, der Vater des Volkes, der Zerreißer der pragmatischen Sanktion im Fenster von Hanns Kudlich, verließ aber heimlich bei Nacht in einem Fiaker das Gasthaus. Das war der Präsident des demokratischen, d. h. volksfreundlichen, Vereins! mein gutes, aber von solchen Volksfreunden verschachertes, betrogenes, verführtes Volk, auf die Schlachtbank geführtes Volk von Wien!"

„Dieser Diebstahlsversuch an dem Gute der ärmeren Bevölkerung war in Wien die letzte Handlung des Präsidenten des Wiener-Demokraten-Vereins, er entfloh, für sein Leben Alles befürchtend, von Wien nach Ungarn. Chaises dagegen blieb in Wien, vertheilte am folgenden Tage Brod an Weiber und Kinder, und suchte dadurch wieder in den Besitz der verlorenen Popularität zu gelangen." — — —

Wenn nun Jahre lang nach 1848 (und wir wissen nicht ganz genau, wie weit in die neueste

Zeit) eine Menge von Chaises dem Volk das Brod der täglichen, geistigen Nahrung austheilten, wer wollte dann behaupten, daß Wanzenberger in seinem Probier-A.B.C. zu weit gegangen sei, und zu viel gesagt habe!

Inhalt.

Seite

Erzählungen, welche indessen den Hauptinhalt des Buches ausmachen, Biographien berühmter, besonders deutscher Männer, Reisebeschreibungen, geographische und geschichtliche Bilder, von denen uns die letzteren vorzüglich zusagten, Schilderungen aus der Natur, Sagen, Legenden und in Minderzahl Gedichte eingestreut. Auch diese einzelnen Studien zeigen eben so wohl von der Gründlichkeit, als auch von der schönen Darstellungsgabe des Verfassers. Außerdem verdienen noch die Stahlstiche und Holzschnitte dieses Werkes volle Anerkennung. Wir zweifeln daher nicht, daß Herchenbach bei vielen neuen Familien Einlaß finden wird. B. C. Nr. 327.

W. A. Hutchison,

Loretto und Nazareth.

Ergebnisse persönlicher Untersuchung der beiden Heiligthümer.

Aus dem Englischen von F. Dorn. 8. 36 kr. od. 12 sgr.

Der Zweck des Buches ist durch persönliche Untersuchung der beiden Heiligthümer zu beweisen, daß das heilige Haus von Loretto dasselbe heilige Haus ist, in welchem zu Nazareth das Wort Fleisch geworden, und da durch die Pilgerfahrten nach Rom von Deutschland aus auch häufig deutsche Pilger nach Loretto wallen, so dürfte die Schrift für manche, nicht blos für den Gelehrten, von hohem Interesse sein.

Gedichte

von

J. Pfeifer.

Dritte, vermehrte Auflage.

8. 1 fl. 21 kr. od. 24 sgr.

Vorstehende Gedichte haben in der ersten und zweiten Auflage von Menzel's Literaturblatt, von der Tyroler Volks- und Schützenzeitung, den katholischen Blättern aus Tyrol und der neuen Sion mit ausgezeichneter Einstimmigkeit die gebührende Anerkennung gefunden und es heißt in den genannten Blättern u. a.:

„Es sind größtentheils Gedichte religiösen und patriotischen Inhalts, Lieder und Naturbilder, vom edelsten Geist durchweht, ausgezeichnet durch Tiefe des Gefühls, durch Zartheit und Anmuth, durch klare und plastische Darstellung und Formschönheit." u. s. w.
